Arzt und Menschenfreund

Autor(en): **Matt, Josef von**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Nidwaldner Kalender**

Band (Jahr): **103 (1962)**

PDF erstellt am: **26.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-1033598

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Arzt und Menschenfreund

Erzählung aus der Urschweiz von
Josef von Matt

Nicht zum Verstehen und nicht zum Begreifen, so etwas war in Portschwand seit Jahrhunderten, ja im ganzen Kanton noch nie vorgekommen. Die Annagreth im Haus „zur Laterne" konnte nicht mehr am Fenster sitzen bleiben, nicht mehr über ihr Kanapeekissen hinauslehnen, mit dem sie ihren Auslug gepolstert hatte. Sie mußte schnell in die Strickjacke schlüpfen und in die Schneestiefel und zur Nachbarin hinüber eilen. Trotzdem sie fürs Leben gern am Fenster geblieben wäre. Denn das war ja unerhört.

Schon gestern hatte Annagreth vermutet, in der alten Schmiede werde ein Fest vorbereitet. Des Schmieds Frau war ja zweimal mit schweren Taschen aus der Metzg und von der Bäckerei gekommen und dazu trug sie noch ein Paket, in dem mit Sicherheit eine Bisquitbüchse sein mußte. Und warum wäre wohl sonst der alte Fischer-Franz im Sonntagsstaat mitten am Nachmittag durchs Dorf und zur alten Schmiede hinüber gegangen. Der Fischer-Franz, der von seinen Booten, Hütten und Netzen sonst nicht wegzubringen war, auch im Winter nicht und wenn der See gefroren war. Lange war die Jungfer Annagreth hinter den Vorhängen auf Auslug gestanden. Dann hatte sie das innere Fenster aufgemacht und schließlich trotz der Kälte den Kopf weit in den bissigen Seewind hinausgestreckt, denn nur so konnte sie, zwischen den Häusern hindurch, in die Stube und zugleich auch in die Küche der alten Schmiede hinein schauen.

Sie war nicht weiter verwundert, daß der junge Koch vom Berghotel, der Benno, am hellen Tag daherkam und drüben einschwenkte. Heutigentags haben ja die Angestellten keine rechte Tagesordnung mehr und laufen zu allen Stunden faulenzend umher, angezogen, als ob sie Großkapitalisten wären. Und dieser Benno, dieser Augenverdreher und Hofierer, war ja schon längst in der alten Schmiede besser zuhause als der eigene Sohn. Aber auch des Schmieds Bruder aus der Stadt, mit seiner hinkenden Frau, war mit dem Mittagsschiff angekommen.

Ach, wenn Annagreth nur zur rechten Zeit zur Schifflände hinunter gegangen wäre. Denn in der Schmiedsstube saßen noch Leute, die sie nicht erkennen konnte. Die Haustüre war leider Gottes von ihrem Fenster aus nicht sichtbar. Dort konnten wohl noch andere Bekannte ungesehen hereingeschlichen sein.

Aber das, was Annagreth zuletzt sah, das schlug nun allen Fässern den Boden aus. Das war ja die verrückteste Verlobung der ganzen Weltgeschichte. Der Schmied und seine Frau saßen wie Götter hinter dem gedeckten Tisch, umringt von Gästen aller Sorten, Gläser und Teller auf dem Tisch, Rotwein, wenn sie richtig und genau gesehen hatte. Und die Gefeierten, die am Verlobungsessen den Ehrenplatz erhalten sollten, die standen in der Küche in schmutzigen Schürzen, im Dampf der Pfannen und Töpfe, hasteten hin und her, hantierten mit Schöpfer und Messer, mit hochroten Köpfen.

Jawohl, Annagreth hat gute Augen. Was sie in aller Hast und Aufregung der Nachbarin erzählt, hat seine Richtigkeit. In der alten Schmiede wird Verlobung gefeiert, die einzige Tochter, Ursula, wird nach dem Braten den Verlobungsring ihrem Benno an den Finger stecken und wird selbst auch ein güldenes Reiflein von ihm bekommen. Sie werden sich vor all den Gästen und Verwandten einen Kuß geben. Ursula wird dabei rot werden bis unter die dunkelbraunen Haare hinauf und verlegen auf ihren Teller schauen. Aber vorher wollen die beiden zusammen ein Festessen zubereiten, ein Mahl mit vier Gängen, Luftgedörrtes fein geschnitten, Fisch, Braten und Geflügel, je mit dampfenden Gemüsen in allen Farben und aus allen Ländern. Sie haben die Mutter aus der Küche verscheucht, dem Vater den Eintritt verboten und wollen zeigen was sie zusammen fertigbringen.

Nicht umsonst hat Ursula ihre Lehre als Köchin mit den besten Zeugnissen abgeschlossen, die Lehre in dem feinen Fremdenhotel ob Portschwand, wo nur reiche und vornehme Leute verkehren. Und Benno ist schon sieben Jahre dort oben der beliebte Koch, der den verwöhnten Gästen den Gaumen kitzelt und allen Modekrankheiten zur vorgeschriebenen Schonung verhilft. Heute werden Speisen aufgetragen für gesunde Magen und für kräftigen Appetit, für Leute, die noch mit großen Augen staunen können, wenn auf den braunen Bratenkrusten Mandelkernsplitter und in der dunklen Sauce Bananenscheibchen liegen. Er will das Rebhühnchen so knusperig braten, daß der Anblick und Duft den übersättigten Gast zu neuem Zugreifen zwingt.

Aber es gehört sich nicht, daß die Verlobten schuften und schwitzen, während die Gäste schwatzen. Der Mutter ist es nicht recht. Sie kann ihre Hände nicht ruhig neben den Teller legen.

Ueberall wo die Annagreth hineilt, entrüsten sich die Leute, schlagen die Frauen seufzend die Hände zusammen, verdrehen die Augen und fürchten sich vor dem Weltuntergang, wenn so etwas in einer so währschaften und soliden Familie geschehen kann. Nur die beiden jungen Verliebten finden es glatt und kreuzfidel. Sie freuen sich an den vergnügten Gesichtern. Die Tante aus der Stadt hat schon zweimal versucht mit Puder ihren Gesichtsglanz zu dämpfen. Der Schmied lockert schon zum drittenmal seinen Hosengurt und setzt sich noch bequemer hin. Am unteren Tischende steigt zwischen den Gerichten das Räuchlein von Fischer-Franzens Brissago hoch. So viel kann er seinen Zähnen nicht zumuten, ohne sie mit dem gewohnten Tabak zu umnebeln.

Ueberall wo Annagreth hineilt, entrüsten sich die Leute.

Eben hat Ursula eine russische Creme und Kuchen aufgetragen, ist zum zwanzigsten Mal gefragt worden, ob sie jetzt nicht endlich an den Tisch sitzen und essen wollen und wieder ist es lachend in der Küche verschwunden. Nun hebt der Fischer seinen krummen Finger vor seiner spitzen Nase in die Luft und sagt: „Ihr könnt jetzt das süße Zeug schlamsen. Ich will euch unterdessen etwas von dieser Stube erzählen". Zuerst bläst er aber ein paarmal den Rauch durch seine gelblich grauen Schnauzhaare hindurch, greift nochmals zum Glas, rutscht einwenig vom Tischrand weg und fängt an: „Die Ursula, Kari, deine Ursula, die ist schon recht, die ist vom alten guten Stamm. Die packt wakker zu, wenn's gilt, wie ihr Urgroßvater. Ich habe ihn noch gekannt. Zu meiner Zeit allerdings war er schon alt und krumm und oft ist ihm das Nasentröpfli auf dem Kirchgang gefroren. Aber in seinen besten Jahren, das war ein Kerl, noch breiter als du, Kari, und muß doch der Zimmermann auch für dich das Türloch weit aussägen. Aber ich wollte ja von dieser Stube etwas erzählen. Da hinten sieht man noch die Schwärze am Täfer. Ihr meint wohl, das sei vom Ruß aus der Schmiede, nein, das ist noch vom Brand. Nur auf den zwei Fensterseiten haben sie neu getäfert, und eine neue Decke eingesetzt. Der Boden war natürlich auch dahin, hauptsächlich vom Wasser. Also wenn ihr euch jetzt etwas umdreht, soweit das noch möglich ist, nach diesem Essen, und schräg gegen den Berg zum Fenster hinaus schaut zum Bach, dann könnt ihr sehen, wie der alte Kari den Brand gelöscht hat. Das war mitten am Tag. Wie es dazu gekommen ist, weiß man heute noch nicht. Plötzlich schreit seine Frau Mord und Brand und schon sind

die Wände voller Flammen. Der Kari hat am Ambos gehämmert und hört kaum was sie ruft, schaut auf und hört das Prasseln. Damals hat natürlich noch der Bach den Blasbalg und den schweren Hammer getrieben und das Wasser lief in Känneln über das Rad. Kari hat eben neue Kännel mit Eisen ausgeschlagen, schwere lange Stücke. Unsereins hätte nicht Kraft genug gehabt so einen nur auf einer Seite zu lüpfen. Der alte Schmied springt aus der Türe, sieht den Brand aus den Fenstern schlagen, nimmt einen Kännel auf, trägt ihn zum Bach, einen zweiten und dritten nach und leitet das Wasser vom Bach direkt da in das Stubenfenster hinein. Dann springt er mit Kesseln zum Fenster hinein, schöpft und spühlt das Feuer zum Haus hinaus. Die Feuerwehr ist schon auch noch gekommen, aber nur noch zum Zabig und zum Trunk. Das andere hat er sozusagen mit seiner Frau zusammen allein besorgt. Darum sag ich, die Ursula, die greift ins Zeug wie der Alte. Und was sie heute aus der Küche hier auf den Tisch getragen hat, das war eine sehr gute Arbeit. Bravo!"

Die Tante mit ihrer Pudernase klatscht in die Hände. Die Löffel klatschen in die süße Creme auf den Teller zurück und alle Kehlen mühen sich ein Bravolied zu singen.

Unterdessen wäscht sich Benno Kopf und Arme. Ursula ist hinterrücks die Stiege hinauf verschwunden, steht vor dem Spiegel und bürstet ihre Haare, schlüpft in ein schillerndes Kleid und versucht mit allerhand Verrenkungen den Reißverschluß den Rücken hinauf zu zwingen. Sie windet und dreht sich wie eine indische Tänzerin. Die Mutter kommt ihr zu Hilfe. „Aber, mein Kind", sagt sie, „laß dir doch helfen." Dann beginnt sie mit Rühmen und Loben. „Meiner Lebtag habe ich noch nie so feine Speisen gekostet und so viel gegessen, es ist fast gar eine Sünde. Aber bleich siehst Du aus und müde. Es ist mir nicht recht und nicht wohl, daß du dich an deinem Fest so ausgibst." Lachend und tanzend sagt Ursula: „Und mir ist schon lange nie mehr so wohl gewesen. Ich habe mich an eurer Freude sattgegessen und an Bennos Kunst und Fleiß. Mutter ich bin so glücklich. Ich muß mich am Boden festhalten, sonst fliege ich vor lauter Seligkeit durch den Kamin himmelwärts."

Die Mutter schaut ihre liebe Ursula besorgt und prüfend an, richtet da eine Falte des Kleides, steckt dort ein paar wilde Härlein unter die Schnalle, dreht das Mädchen vor dem Licht ringsum und sagt: „Jetzt ist es gut, jetzt bist du schön, komm jetzt".

Dann rauschen sie in ihrem Staat die Stiege hinab und in die Stube hinein. Benno sitzt in schwarzem Rock und schillernder Kravatte am Tisch. Der Platz zu seiner Rechten ist leer. Ein Rutschen und Raunen, Tuscheln und Staunen und nun ist die Tafelrunde vollzählig und wie es sich gehört.

Ein kleines Mädchen wird auf einen Stuhl gestellt und stammelt einige Verse, bringt Blumen mit Grüßen aus der Stadt. Sogar ein Telegramm ist eingetroffen aus Frankreich. Richard, der Sohn in der Fremde schickt seiner Schwester Glückwünsche über alle Berge hinweg. Und noch ein Brieflein zieht die Mutter unter dem weißen Tischtuch hervor, auch aus dem Welschland und fängt zu lesen an: „Meine allerliebste Ursula, wie mag ich es dir gönnen, das große Glück". „Gib her, Mutter", ruft Ursula und streckt beide Hände herbei, „gib her". Die Mutter aber fährt fort. „Ich habe die ganze Nacht geweint. Und nun schnell vor der Arbeit will ich dir schreiben von diesen Freudentränen für dich und Heimwehtränen..." Mutter kann nicht weiter lesen, weil Ursula den Brief erwischt hat. Alle wollen wissen, wer dies geschrieben habe. Mit fragen, raten und necken läßt sich die Verlobte erweichen, wenigstens noch den Schluß und die Unterschrift vorzulesen und der heißt: „Wenn dich Benno nur zur Hälfte so gerne hat, wie ich dich, dann wirst du der glücklichste Mensch von der Welt! Deine Hedwig."

„Das ist ein Schmalzhafen", ruft der Fischer-Franz. „Das ist aber rührend", seufzt die Tante. „Das ist Konkurrenz", flüstert Benno und zieht seine Braut an sich. Sie wehrt sich und ruft über den Tisch hinweg: „Nein, das ist kein Schmalzhafen, du alter Fischfänger, das ist meine liebste Freundin. Die ist jetzt im Welschland und das ist dort so Mode." „Ei, ei", brummt der Vater, „das ist doch s'Hedi vom Guggi, da laß die Finger

davon, Franz, sonst reißt dir die Ursula deine Schnäuze aus".

So wird gelacht, gespottet und gefestet, bis der feierliche Augenblick kommt, da alle mit erhobenen Gläsern um den Tisch stehen, freudig auf die blinkenden Ringlein schauen und die beiden glücklichen Köpfe, die sich zu einander neigen. Es ist so viel Rauch in der Stube und alles geht so schnell, daß die Fernstehenden zu kurz kommen und reklamieren. Allermindestens der Kuß müsse noch einmal wiederholt werden. Aber Ursula lacht, winkt mit beiden Händen ab und sagt: „Wird gemacht, etwas länger, etwas später und ohne jedes Publikum."

Sie müssen noch lange Geduld haben, bis der Rauch sich verzogen hat und die Gäste den Heimweg antreten. Der Fischer-Franz ist der Letzte von allen, kommt noch einmal von der Haustüre zurück und sagt: „Nicht auszudenken, was für ein Glück ihr beide habt, jedes kann dem andern jeden Wunsch erfüllen. Ich glaube zwar nicht, daß die Liebe durch den Magen geht, aber ein wenig aufpolstern kann man sie mit eurer Kunst ganz bestimmt. Bei Andern muß der Mann mit Brot und Käs auskommen, wenn die Frau fort oder krank ist. Behüt euch Gott!"

Das Mädchen mußte auf den Stuhl steigen, um den Verlobten zu gratulieren.

Gegen böse Blicke und Worte.

Die Verlobung in der alten Schmiede hat im Dorf am See noch viele Klatschmäuler in Bewegung gesetzt. „Drei Frauen haben nachher einen ganzen Tag ohne Pause Geschirr abgewaschen". „Die Ursula hat drei Tage erbrochen". „Der alte Franz hat eine Woche keinen Erdöpfel angerührt, so hat er sich übertan und angefüllt". Und ähnliche Redensarten machten die Runde durch Portschwand, vom See bis in die Bergheimen hinauf und vom Schützenstand bis zum Steinbruch. Die Leute konnten sich nicht mehr erholen. Annagreth lief lange mit einem verbundenen Kopf umher, weil sie bis in die Nacht hinein aus dem Fenster gestarrt hatte.

Nach einigen Wochen aber war ihre Neugier auf die andere Seite in Anspruch genommen. Ihr Haus „zur Laterne", ein altertümlicher Riegelbau, stand am Rathausplatz gegenüber dem Haus Ruchenstein. Dort hatte vor Jahren ein auswärtiger Arzt seine Praxis eröffnet. Den Portschwandern war das zuerst ungewohnt gewesen, im eigenen Dorf einen Arzt zu haben. Nur selten wagte ein Patient an seiner Haustüre zu

läuten. Nach und nach wurde aber bekannt, wie viele Leute im Auto und vom See her zu diesem freundlichen Doktor kamen. Daraufhin wuchs das Vertrauen in der Gegend. Vom Bergdorf Obrothen und vom weitentlegenen Sonnwang kamen die Frauen, die Bauern und Holzer mit ihren Gebresten und Wunden. Sie hatten sich nicht zu beklagen. Dr. Bommer behandelte die Großen und Kleinen, die Reichen und die Armen mit der gleichen Sorgfalt. Er ließ alle lange warten, weil er am liebsten in seinem mächtig großen Giebelzimmer saß und studierte. Er wohnte in dem großen Haus mit einer weißhaarigen, gebeugten Magd, die er zusammen mit seinen feinen Möbeln mitgebracht hatte.

Weil nun die alte Lisbeth nicht mehr so flink auf den Beinen war, wollte er sie nicht wegen jedem Glockenton die Stiege hinunterjagen. Darum ließ er meist die Haustüre offen stehen. Im Hausgang auf einem Tischchen lag eine Schreibtafel und darauf mit Kreide in seiner feinen Schrift gekritzelt: „Bin fort bis 4 Uhr", oder: „Bin in Obrothen" und die Telefonnummer.

Der gute Arzt konnte seine Haustüre ruhig offen lassen. Ein Schelm oder Einbrecher wäre von den Leuten in Portschwand nur halbtot aus dem Dorf oder gar in den See befördert worden. Und überdies saß Annagreth im Haus „zur Laterne" ohnehin den ganzen Tag am Fenster, gaffte auf den Ratsplatz und besonderheitlich auf den Eingang des Hauses „Ruchenstein".

Nun aber kam eines Morgens der Doktor mit einem großen weißen Papier aus der Türe, heftete das beschriebene Blatt mit Reißnägeln an das braune Nußbaumholz des einen Flügels, wiegte bedächtig seinen Kopf, sodaß die Glatze und der angegraute Haarkranz in der Sonne schimmerte, las lächelnd den Text, schaute schmunzelnd zu Annagreths Auslug hinüber und schritt dann wieder feierlich hinein.

Jungfer Annagreth schoß wie ein Hummel in ihrer Laterne herum. Verfluchte ihren Göttibub, der ihr das Fernrohr auseinandergeschraubt und zertrennt hatte. Auch mit ihrer schärfsten Brille konnte sie so weit weg den Anschlag nicht lesen. Die Milch hatte sie schon am frühen Morgen geholt. Am Dienstag schon für den Sonntag Fleisch einkaufen wollte sie nicht. Brot war auch noch eine halbe Wegge da. Sie suchte in ihrem Hirnkasten nach einer gültigen Ausrede, um schnell über den Platz eilen und die Inschrift lesen zu können. Während sie in dieses Studium vertieft war und unverwandt auf das weiße Papier starrte, kam ein hinkender Bauer, blieb vor der halboffenen Türe stehen, lachte, schaute zu ihrem Guckfenster hinauf und ging zum Doktor hinein.

Das war nun zuviel. Ausrede hin oder her, Annagreth trippelte die Stiege hinab, achtete nicht auf das Wasser, das von den letzten Schneehaufen wegrann und ihre Pantoffeln benetzte. Geradewegs rannte sie auf die Haustüre zu und las: „Besucher, die nicht von der Laterne durchleuchtet werden wollen, belieben den hinteren Hauseingang zu benützen." Seitdem blieb am Haus zum Ruchenstein auch die hintere Haustür offen und für die nächsten Stunden auch Annagreths Mund.

Der friedfertige und gutmütige Arzt hätte zwar gerne der Annagreth eine solche Aufregung erspart. Jedoch war am Abend vorher ein Besucher vom Hotel Rothenfluh, Benno der Koch, bei ihm gewesen und zu später Stunde mit hundert ungelösten Fragen und voll Kummer fortgegangen. Annagreth hatte ihn auf dem Weg zum Hotel im Wald angehalten und ihm zu seiner bevorstehenden Hochzeit gratuliert. Dann habe sie die Ursula gerühmt, bis in alle Himmel hinauf gelobt und dabei Bemerkungen eingeflochten, es sei schon recht, wenn die Hochzeit bald perfekt werde, gut für ihn und die Braut. Zuerst wollte Benno ausweichen und davonlaufen. Dann aber habe sie ihm nachgerufen, er solle nur nachfragen, wie oft die Ursula zum Doktor gehe. Das habe ihn stutzig gemacht. Darauf habe sie angedeutet, sie allein wisse ja, wie lange Ursula jeweils beim Doktor Bommer bleibe. Entweder habe sie eine heimtückische, böse Krankheit, oder was schlimmer sei, gehe sie aus einem andern Grund zum Arzt. Niemand bleibe so lange im Sprechzimmer wie sie. Man könne ja begreifen, Ursula sei ein gar hübsches Mädchen, und der Arzt schon manches Jahr Witwer.

Gummen mit Wallenstöcken und Titlis

Am liebsten hätte Benno das böse Tratschmaul verhauen. Dann wollte er das Gehörte vergessen. In den Nächten aber, wenn er nicht schlafen konnte, kamen ihm diese Verdächtigungen wieder in den Sinn, wirbelten ihm im Kopf herum, fingen an zu bohren und zu nagen. Er wußte, daß Ursula in den letzten Wochen immer müde war, ihm auf seine Fragen ausweichende Antworten gab. Vor einigen Tagen sei er mit ihr zum Hotel hinauf spaziert, es hätte zweimal auf dem Weg ausruhen und sich erholen müssen. Und darum sei er nun da. Dr. Bommer war an diesem Abend in einen bösen Gewissenskonflikt geraten. Auf der einen Seite, hätte er dem jungen, flotten und aufrichtigen Mann gerne offen die Wahrheit gesagt, anderseits war er an sein Arztgeheimnis gebunden.

Wie die stillstehende Uhr zu schlagen beginnt.

In der alten Schmiede stoben die Funken und sprühte das Feuer. Der Vater stand am Ambos und schlug mit kräftigem Schwung auf die glühenden Eisen. Der Schweiß rann ihm über die Stirne. Geselle und Lehrbub hatten genug zu tun, dem eifrigen Meister zu helfen. Wie besessen schwang er den Hammer. Vielleicht hätte er noch kräftiger, noch wütender drauf gehauen, wenn er gewußt hätte, was sich über seinem Kopf zusammen braute.

Die Strahlen einer warmen Sommersonne versuchten durch die halbblinden Scheiben der Werkstatt einzudringen und mit Staub und Rauch zu spielen. Sie fielen auch auf die roten Geranienblüten an den Stubenfenstern und auf den blitzsauberen Holzboden, auf dem flinke Frauenfüße unruhig hin und her eilten. „Soll, ich, oder soll ich nicht“, fragte Ursula. „Natürlich sollst du“, sagte die Mutter, „So einen Glücksfall darf man nicht versäumen.“ Das Mädchen lief mit hastigen Schritten, zum Buffet und wieder zurück, blieb stehen und nahm die unentschlossene Wanderung wieder auf: „Er kann sich ja doch nicht frei machen, mitten in der Saison. Ich weiß, wie das jetzt zugeht in der Küche. Hab's ja selbst oft genug miterlebt.“

„Probier doch", drängte die Mutter, „wenn er nicht kommen kann, hast du ja nichts verloren. Mach einen Versuch, oder laß mich anrufen." „Wenn der Direktor im Büro ist, werde ich nicht einmal mit ihm verbunden", jammerte Ursula, ging aber doch zum Telefon hin, stellte die Nummer ein und verlangte den Benno.

Tatsächlich, nach einigen verheißungsvollen Geräuschen hörte sie die Stimme ihres Verlobten. „Grüß dich Gott Benno", sagte Ursula in die Sprechmuschel hinein und fuhr mit glücklichem Lächeln in den Augen fort: „Du, ich hätte dir eine wundervolle Ueberraschung zu zeigen, wenn ... wenn du heute noch, am frühen Nachmittag, für eine Stunde oder zwei zu mir kommen könntest. Bitte, sag nicht nein. Es lohnt sich. Du wirst kugelrunde Augen machen. Was es ist, das sag ich dir noch nicht. Erst wenn du da bist. Morgen ist es zu spät. Gib mir ein Telefon wenn du siehst, daß du kommen kannst. Wie? Was ich mache? Ich ziehe Fäden aus den Leintüchern und mache Hohlsäume. So, das gefällt dir. Will sie dir dann auch zeigen. Aber bestimmt. Ich warte, warte ungeduldig. Tschau Benno. Ich dank dir, wenn du kommst." Die Mutter hörte gespannt zu und meinte: „Ja so mußt du auch nicht anhalten, mußt ihn nicht zum voraus verwöhnen." „Mutter, du weißt nicht, wie schwer er hat, dort oben im Hotel loszukommen".

Mitten am Nachmittag kam Benno mit seinem Fahrrad in lebensgefährlichem Tempo die steile, kurvenreiche Bergstraße vom Hotel herab. Fuhr in elegantem Schwung die obere Gasse hinunter. Rief in die Schmiede hinein: „Guten Tag, Vater", und war in drei Sprüngen schon vor der Stubentüre. „Da bin ich, Liebes, was willst du mir Wunderbares zeigen? Deine roten Backen, deine schönen Augen, eine neue Frisur?" „Laß mir doch die Hände frei, Benno", wehrt sich Ursula, nestelt in ihrer Schürzentasche, sucht in der Kommodenschublade, in der Tischtrucke, öffnet alle Buffettürchen. „Wo hab ich ihn nur hingelegt", lacht und rennt umher. Und Benno immer nur einen halben Schritt hinterher. Dann greift das Mädchen wieder in die Tasche und zieht einen Schlüssel hervor, hält ihn feierlich vor seine Nase und sagt: „Das ist das Wunder. Komm schnell." Schon wirft es die Schürze auf das Kanapee und trippelt die Stiege hinab.

Sie gehen über den Ratsplatz, die krumme Gasse hinab an die Seestraße und weiter und unterdessen berichtet Ursula von dem großen Glücksfall. Eine Wohnung ist frei geworden. Eine Basler-Familie, die seit Jahren in Portschwand eingemietet war, will in die Tropen verreisen und möchte den Mietvertrag auflösen. „Wo denn", frägt Benno und beschleunigt seine Schritte. „Nur Geduld, mein Lieber. Es ist nicht weit, und ich hab den Schlüssel."

Bei der Bucht schwenken sie ab, gehen unter alten Bäumen zur Landzunge hinüber und stehen vor einem schmucken Haus. „Hier ist es, im zweiten Stock, unten wohnt der Präsident und oben ist eine Aussicht, wie ein Gedicht. Man sieht über alle Bäume hinweg auf den See."

Bald stehen sie oben in der weiten Stube am Fenster und staunen. Silberhell liegt das Sonnenlicht auf den sanften Wellen. Zwei Boote schwanken gemütlich am Steg. Sanft neigen sich Berg, Wiesen und Wälder bis zum schillernden Spiegel. Hinter den Baumkronen ragt der Turm einer Kapelle hervor und von weither leuchten die Firne und zackigen Grate der ewigen Berge. „Zauberhaft", flüstert begeistert der junge Mann, legt seinen Arm auf des Mädchens Schultern, „fürwahr ein Gedicht ... ein Wunder." Das Schilf neigt sich im Wind, Wasservögel spielen und schreien. Schönwetterwolken zieren das tiefe Blau des Himmels. Wo der Blick hingleitet, reiht sich Bild an Bild, Schönheit und Frieden.

Nun erst wenden sich die Beiden den Räumen zu, der Stube mit der bunten Blumentapete, der Kammer, deren heller Boden so gut zu den getäferten Wänden paßt, dem Kinderzimmer und der Küche, mit neuem Herd, Waschmaschine und Kühlschrank. „Für Koch und Köchin ist natürlich so ein Eisschrank eine Notwendigkeit", plagiert Benno und untersucht ihn fachmännisch. Auch von dieser Seite ist die Aussicht entzückend. Hinter den Bäumen steigen Dach an Dach die Giebel des Dorfes auf bis zum weitausla-

denden Kirchendach. Der Zwiebelturm ragt bis in die Waldhöhen hinauf. Weit oben glitzern die vielen Scheiben des Hotels und darüber der mächtige, hochaufragende rote Felsen. Weit links darob schimmern die Schindeldächer der Dorfhäuser von Obrothen und der Heu- und Viehgaden, der bis zum hohen Bergwald verstreuten Heimen.

„Wo kann es schöner sein, Benno?" frägt Ursula, „wo können wir ein hübscheres und lieberes Nestchen finden?" „So etwas gibt's auf der ganzen Welt kein zweites Mal, wie auch keine zweite Ursula zu finden ist", rühmt er. Und weil sie in der fremden Wohnung so ganz allein sind, und weit herum nur Berg und Wald, Sonne und Gletscherschnee in die Fenster hineinschauen, kann er nicht anders, als das liebe Mädchen in seine Arme schließen und ihm alle Zärtlichkeiten antun, die ihm sein übervolles Herz eingibt. Weil aber Ursula nicht ganz mäuschenstill hält, stolpern sie unsanft gegen die antike Kommode und erschrecken heftig, weil die dortstehende Uhr plötzlich mit einer Reihe von feierlichen dumpfen Schlägen die Stille unterbricht.

Vom Lattenhag aus, sieht man weit in die Ferne
Foto Leonard von Matt

Die Basler-Familie war doch schon monatelang nicht mehr hier gewesen und die Uhr stand wohl schon viele Wochen still. Und trotzdem erfüllt ihr Glockenschlag unheimlich die Räume. Benno läßt seine Arme sinken und starrt entgeistert auf das Zifferblatt, dessen beide Zeiger schnurgrad aufwärts ragen. Ursula greift nach ihrer Handtasche, wühlt darin herum und sagt: „Noch diese Woche soll der ganze Hausrat verpackt und gezügelt werden. Komm, wir wollen uns notieren, wie breit dieser Schrank ist, wie lang dieser Tisch."

Als tüchtige Hausfrau hat sie auch ein Metermaß mitgenommen, einen Bleistift und Papier. Bald sind sie wieder glücklich und vertieft im Aufzeichnen, die Wände abmessen, die Vorhänge berechnen. Ursulas Eifer und rote Backen, die Freude, das kommende Glück hier zu gestalten, lassen Benno nicht nur vergessen, daß er längst wieder hätte zu seiner Arbeit eilen sollen. — Unterdessen wurde in der Stube der alten Schmiede ein Gespräch geführt, das dem jungen Glück erst den soliden Boden verschaffen sollte. Die Mutter hatte ihren Mann zum Zabig gerufen und ihm Bier und Wurst in der Stube hingestellt. Der Vater, in seinen groben Schuhen und seinem russigen Lederschurz, saß zwar nicht gerne vor Feierabend auf dem polierten Stuhl. Die Mutter wußte das und hatte mit Berechnung diese Ausnahme gemacht. Wie könnte sie sonst diesen mächtigen Mann in die Enge treiben. Sie redete nicht lange um den Brei herum. „In der Küche hört man dich weit herum, wenn du so laut redest, darum habe ich dein Zabig hierher gebracht", sagte sie. „Ich rede doch nicht laut, was ist denn los?" fragte er. „Mein lieber Mann, jetzt müssen wir einmal davon reden. Und jetzt mußt du einmal sagen, wie viel und den Schlüssel herausgeben, länger können wir die Ursula nicht mehr warten und plangen lassen. Siehst du

denn nicht, wie bleich sie aussieht, wie sie verkümmert und vor Sorgen um den Schlaf kommt. Und das alles nur wegen dir."

Der gute Mann mit seinen groben Pratzen, die ohne große Anstrengung den Rand von dem Tischplatt hätten abbrechen können, blieb bei dieser Tonart seiner Frau lieber schweigsam. Er drückte ein Auge zu und erwartete mit dem halboffenen andern die Fortsetzung. Diese blieb auch nicht lange aus. „Du hast mir für Ursulas Brautwäsche einige Banknoten gegeben, das ist wahr. Aber das gute Kind muß doch auch Möbel und Kleider haben. Wir können es doch nicht mit einem Köfferli voll Leintücher und Waschlappen und zwei drei abgetragenen Fähnchen ziehen lassen. Man hat mir gesagt, ich werde bei dir einen schweren Kampf haben, es sei überall so, wenn das erste Kind heiraten will. Ursula ist eben nun die erste. Ob der Richard einmal heiratet oder je wieder heimkommt, das weiß Gott allein. Vielleicht ist es nur dieses Mal, daß ich dich um die Aussteuer für eines unserer Kinder bitten muß. Aber sei so gut und schiebe nicht alles wieder hinaus. Sie sind eben jetzt daran eine Wohnung für den Herbst zu mieten. Sie werden sich heute entscheiden müssen, wenn ihnen diese prächtige Gelegenheit nicht entgehen soll. Und du sitzest da und sagst kein Wort. Sag doch endlich, ob du ihr Fünftausend oder Achttausend geben willst und wann?"

Die Wurst war längst verschwunden und jedes Krümlein Brot dazu. Aber die Zähne des schweren Mannes mahlten und knirschten weiter. „Also darum muß ich mitten in der Arbeit in der Stube hocken", begann er ganz langsam und noch gar nicht laut zu sprechen, „hast du nicht warten können bis zum Abend. Jetzt, wo die schönste Glut in der Esse liegt und heiße Eisen, he!" Nun trat die Mutter vom Ofen herzu, setzte sich neben ihn, griff mit beiden Händen nach seiner Faust und sagte: „Mein lieber, guter Mann, einmal muß es jetzt sein. Jetzt muß es sein. Du kannst sofort zu deinen Kohlen und Eisen gehen, sag mir nur die Zahl und gib mir die Schlüssel. Es ist ja nicht für mich. Du gibst es ja der Ursula, deinem eigenen lieben Meitschi. Es wäre sicher froh und wieder gesund, wenn man dir nicht alles mit Feuerzangen herausreißen müßte." Jetzt wurde die Frau gewahr, daß sie zuviel gesagt hatte und fügte noch schnell und recht lieb hinzu: „Aber du bist eben ein Schmied, und ein guter Schmied und so gehören die Zangen halt eben zu deinem Handwerkzeug. Es kann ja nicht anders sein." Sie fühlte, wie es juckte in der Faust. Es gelang ihr mit diesem netten Sätzlein das Feuer noch einmal zu dämmen. Und wahrhaftig, bevor die Verlobten heimkamen, hatte sie dem Vater den Zahn ausgezogen und den Schmerz gelindert.

Von einer Haselnuß, von Herzweh und einem rostigen Nagel.

Das Haus „Ruchenstein" am Ratsplatz hat seinen Namen vom Volksmund erhalten. Vor ungefähr hundert Jahren hatte ein Holzhändler in Portschwand gute Geschäfte gemacht. Dabei war ihm der Hochmut in den Kopf gestiegen. Er hatte zu seinem eigenen alten Häuschen noch das Riegelhaus daneben gekauft, beide abgerissen und das schöne Giebelhaus an ihrer Stelle errichtet. Die Geschäfte aber stockten und das Geld ging ihm während dem Bauen aus. Es reichte nicht mehr so weit, den Verputz anzubringen. Die rohen Steine der Mauern blieben bis zum seligen Ende des Erbauers sichtbar. Darum nannten es die Portschwander „Ruchenstein". Der nächste Besitzer hat es dann fertig gebaut und innen behaglich ausgestattet. So kam es in den Besitz des Arztes.

Dr. Bommer war wegen der zarten Gesundheit seiner Frau nach Portschwand gekommen. Von dem milden Klima, der geschützten Lage und von der Ruhe des Ortes erhoffte er ihre Erholung und Kräftigung. Bald nach dem Einzug ins hohe Giebelhaus, mußte sie aber wieder auswärts Kuren machen und starb dann im Süden. Ließ ihn, den jungen Sohn und das Töchterlein allein zurück.

Seine Magd Lisbeth, war für die Erziehung der beiden Kinder nicht eben geeignet. Da die beiden ohnehin bald höhere Schulen besuchen mußten, blieben sie fast die ganzen Jahre hindurch auswärts. Nach Abschluß sei-

ner Studien war der Sohn als Arzt nach Amerika gezogen, die Tochter Martha erweiterte ihre Ausbildung in Genf.

Während diesen Jahren hatte sich Dr. Bommer an die Einsamkeit gewöhnt und die hartköpfigen und gutmütigen Bewohner des kleinen Seedorfs und der weit verstreuten Bergheimen lieb gewonnen. In der Wirtschaft „Zum grauen Bären" sah man ihn oft in eifrigem Gespräch mit den Bauern und Politikern. Er interessierte sich um alle Not in der Gemeinde und um jeden eigenwilligen Kopf. Aber dies allein hätte nicht vermocht die langen Winterabende auszufüllen. Er war Mitarbeiter verschiedener wissenschaftlicher Zeitschriften und verbrachte seine freie Zeit, bis in die tiefe Nacht hinein bei seinen Büchern und Manuskripten im weiten, hohen Giebelzimmer. Auch dort prangte ein Plakat an der Türe mit den drei Worten: „Eintritt verboten! Prügelstrafe!"

Ein Blick in diesen Raum konnte wohl einem Eindringling gehörigen Schrecken einjagen. An den Wänden hingen alte verstaubte Bilder, soweit sie nicht Rücken an Rücken alle Gestell voll Bücher standen. Solche lagen aber auch zusammen mit Bündel von Schriften und Manuskripten auf Truhen, Stühlen und Bänken. Was der Herbstwind an Laub und Staub hereingeweht, lag zwischen den Möbeln und Stößen. Schuhe und Stöcke, Hals- und Schnupftücher, bunte Packungen von Biskuits und Stumpen lagen umher. Leere Flaschen und Gläser, die kaum mehr durchsichtig genannt werden durften, ruhten hier seit Jahren. Auf seinem mächtigen Schreibtisch, der vor den drei Fenstern weit ausladend den schönsten Platz einnahm, türmten sich auf beiden Seiten Zeitungen und offene Bücher. Nur in der Mitte war ein Platz freigelassen, der vom Staub gereinigt und in zweckmäßiger Ordnung gehalten war.

Auf seinem mächtigen Schreibtisch türmten sich Zeitschriften und Bücher.

Von allen angestammten Leuten der Gegend durften sich nur zwei Menschen rühmen dieses Giebelzimmer je einmal gesehen zu haben; Peters Frau auf dem Guggi und ihr jüngster Bub, der kleine Migi. Dieser aber hat davon nicht viel in sein Gedächtnis aufnehmen können, denn er war blau im Gesicht und verschwollen. Die Mutter kam mit ihm in aller Eile von Obrothen daher.

Schon auf der halsbrecherisch eiligen Fahrt mit dem Jeep war er fast gar gestorben. Auf der Tafel im Hausgang las sie die Worte: „Bin nicht zu sprechen.“ Trotzdem zog die gute Frau Gertrud heftig an dem Glockenstrang und eilte die Treppe hinauf. Der Bub konnte nicht schreien und atmen, weil er eine Haselnuß verschluckt hatte. Gertrud trug ihn ins Wartzimmer, klopfte an der Sprechzimmertüre, drückte an der Türfalle, sah den Raum leer, packte den kleinen Migi wieder, lief dem Gang entlang, endlich die Stiege hinauf und schließlich noch weiter, bis sie an der Tür zum Giebelzimmer das Schloß aufdrückte.

Dr. Bommer schaute von seiner Arbeit auf, drehte sich um und wollte die eindringende Frau mit einem Donnerwetter zurückjagen. Ein Blick auf den Bub aber, ließ ihn schweigen. Nun rannte der Arzt mit dem Bub unter dem Arm hinunter zu seinen Instrumenten und befreite den verschwollenen Hals. Dann erst, nachdem der Migi wieder Atem schöpfen konnte, das kleine Herz wieder ruhiger zu schlagen begann, ließ er seinen zurückgehaltenen Zorn an die Luft. Er vereinigte alle bösen Worte eines ganzen Wörterbuches auf ihrem Haupt, verdonnerte sie wie ein Feldweibel und jagte sie schimpfend die Stiege hinunter. Nach ein paar Tritten drehte sie sich um und fragte gottergeben: „Und was kostet das Herr Doktor?“ Er aber in seiner Wut: „Nichts kostet's, aber verschwinden sollt ihr, sofort, plötzlich und nie mehr in mein Haus kommen, nie mehr!“ Mit einem glücklichen Lächeln schaute sie zu ihm auf und sagte: „Aber wißt ihr, Herr Doktor, der Bub, mein Bub, der wäre jetzt tot ohne euch. Oh, wie dank ich euch, von ganzem Herzen!“ „Muß wohl noch einen Stacheldrahtverhau vor meine Giebeltüre machen“, brummte er und stieg langsam die Stiege hinauf.

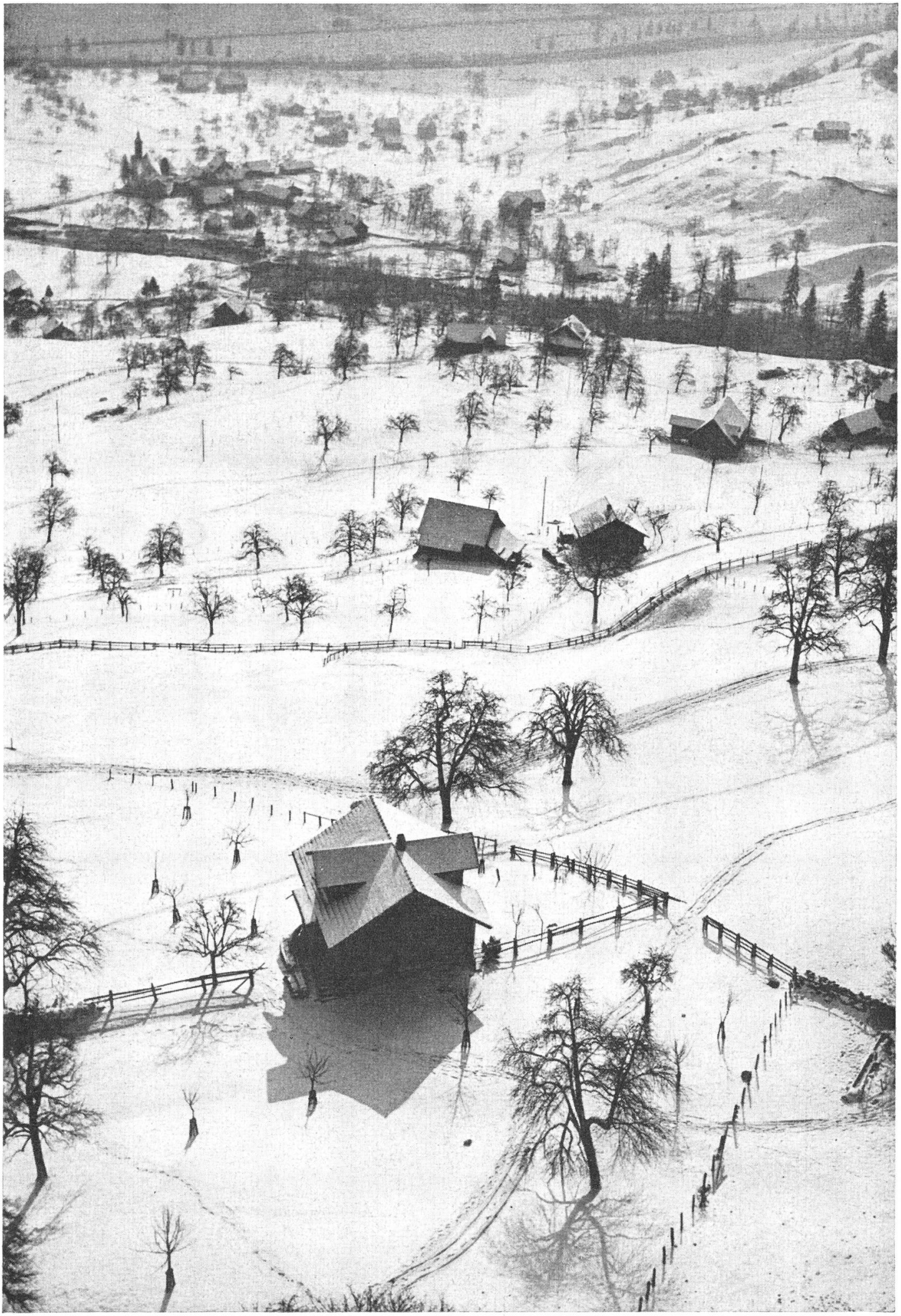
Er hatte Frau Gertrud vom Guggi bald darnach wieder getroffen, droben in Obrothen hat er sie erwischt, wie sie ihm heimlich einen Ankenstock ins Auto hineinschmuggeln wollte. Sie müsse es eben jetzt so machen, mit dem Danken und Vergüten, weil sie nie mehr ins Haus Ruchenstein kommen dürfe. Daraufhin haben sie sich die Hand geschüttelt.

Heute nun wurde der Arzt wiederum dort hinauf gerufen, ins Guggi. Der Weg ist steinig und stotzig. Weder die Bauern, noch die Gemeinden, noch der Kanton haben Geld diesen Fahrweg nach Obrothen und Sonnwang zu verbessern. Auto und Fahrer waren sich ja gewohnt an diese Püffe und Sprünge. Schwieriger würde es wohl, wenn die drohenden Wolken sich in Flocken ausschütten würden, so wie der Wind es versprach. Bald war der Oktober vorbei. Jede Stunde konnte das Winterkleid bringen.

Frau Gertrud war tatsächlich all die Jahre nie mehr ins Arzthaus nach Portschwand gekommen. Aber schon zweimal mußte Dr. Bommer wegen ihr durch Nacht und Nebel den holperigen Weg hinauf fahren. Diesmal glücklicherweise untertags. Immer war es ihr Herz, das plötzlich unbotmäßige Sprünge machte. Die vielen Kinder, die Sorgen und die mühsame Arbeit auf dem hogerigen Heimen hatten das arme Herz frühzeitig ermüdet. Wenn sie rechtzeitig ihre Einspritzungen bekam, dann erholte sie sich rasch wieder. Es war ihr auch tatsächlich zuviel aufgeladen. Vor Jahren hatte ihr Mann, der Guggi-Peter zu seinem Heimen noch mehr übernommen. Er hatte mit entlehntem Geld das Städeli, das nachbarliche Heimwesen gekauft. Für eine so große Familie sei das Guggi zu klein, hatte er gemeint und sich weiß was für einen Ertrag erhofft. Dabei war mehr die Arbeit als das Einkommen gewachsen.

Beim letzten Herzanfall hatte ihr Dr. Bommer ganz energisch befohlen, eine ihrer Töchter aus der Fremde heim zu rufen. Ob sie wohl so einsichtig war, seinem Rat zu gehorchen, dachte der Doktor beim Herauffahren.

Eine andere schwere Sorge begleitete ihn noch. In der oberen Wohnung im Haus des Präsidenten, hatten inzwischen Ursulas Möbel, Stubenlampen und Vorhänge Einzug gehalten, Ursula und Benno jedoch nicht. Er hatte der Verlobten dringlich zugesprochen, vor der Hochzeit noch einige Zeit in einer milden Höhenlage zu verbringen. Sie war, um nicht zu weit von daheim und vom Hotel entfernt zu sein, nach Obrothen hinauf gezogen und hatte sich bei den Leuten im Guggi eingenistet. Auch sie wollte der Arzt besuchen und ihren Zustand überprüfen.



Dallenwil von der Wiesenberg Seilbahn aus gesehen.

Foto Leonard von Matt aus dem Buch von K. Vokinger, Nidwalden Land und Leute

Er fand in der Kammer des Hauses eine vollständig verdrehte Situation. Die Mutter lag in ihrem Bett, schöpfte mühsam Atem. Neben ihr lag mit rotem Kopf ihre zweitälteste Tochter, Hedi. Und mit einer Teetasse in der Hand, beugte sich Ursula über die kranke Frau. „Was machst denn du da", fragte er. „Ich pflege die Mutter", sagte Ursula. „Und du?" warf er barsch zu dem Mädchen im Bett hin. „Ich pflege auch die Mutter. Aber weil ich auf einen rostigen Nagel getreten bin, kann ich es nur im liegen", gab Hedi zurück. Und Dr. Bommer brummte: „So kommt's, wenn ein Blinder den Blinden führt. Der dritte Patient pflegt den zweiten und ersten und so ringsum der Reihe nach. Bin ich eigentlich in einem Kriegslazarett oder im Guggi?" „Im Guggi, Herr Doktor, und wie sehnlich habe ich sie erwartet".

Also befaßte sich der Arzt zuerst mit der Mutter. Dann mit der Blutvergiftung Hedis und zuletzt erst mit der Patientin, die ihm am meisten Kummer machte. Schon beim Hereinkommen hatte er beachtet, daß Ursula blutige Lippen hatte.

Während er geduldig das langsame Erwachen des Pulses am Handgelenk der Frau verfolgte, hörte er sich an, was die beiden Mädchen erzählten. Ursula hatte sich nämlich mit ihrer Freundin Hedi, im leeren Häuschen, im Städeli, ein lustiges Heim eingerichtet. „Wir haben es dort oben grandig", rief Hedi dazwischen, wenn nur die Ursula besser aufgelegt und nicht immer Heulstunden hätte. Und wenn nur nicht die Mutter plötzlich krank geworden wäre. Und wenn ich nur nicht auf den Nagel gesprungen wäre. Aber so ist's halt, wenn man zwei Jahre immer in Schuhen laufen muß und auf weichen Teppichen, dann spürt man nachher jedes Steinchen an den Sohlen. Uebrigens, Herr Doktor, einen schönen Gruß von ihrer Tochter Martha, herzlichste, allerliebste Grüße. Ihre Tochter! Sie, das ist eine Kanone."

„Wo hast du denn meine Martha gesehen?" fragte der Arzt erstaunt. Und Hedi gab mit Stolz zurück: „Jeden Morgen schon früh, jeden Mittag und wenn möglich noch am Abend spät. Und wo? In Genf in der Pension Miremont, da habe ich die Kunst des Haushaltens, die feinen Manieren und ihre Tochter kennen gelernt. Sie ißt mit Vorliebe süße Konfitüre, schneidet das Fett von jedem Fleischstücklein weg und hat seit vier Wochen das Rauchen aufgegeben. Alles wegen dem verfluchten Examen."

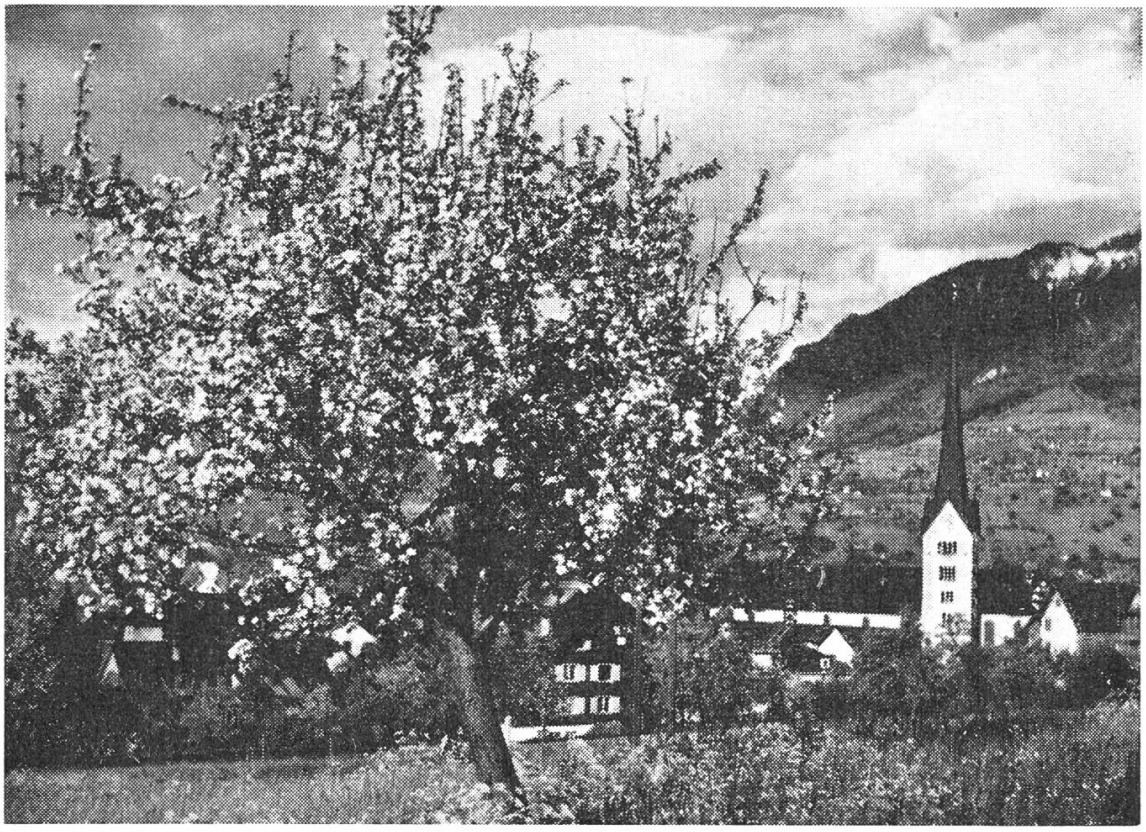
Kopfschüttelnd legte der Arzt Frau Gertruds Arm auf die Bettdecke, ging zu seinem Köfferchen hinüber, nahm ein Fieberthermometer aus der Hülse, trat auf die andere Bettseite hinüber und sagte: „Nun muß ich doch wissen, wie hoch dein Fieber ist. Redest wie ein Bach, phantasierst wie ein indischer Märchenerzähler, oder ist aus dem braven, bescheidenen Bauernmädchen in Genf eine Frauenstimmrechtlerin geworden." „Keineswegs Herr Doktor, alles blitzsaubere Wahrheit, kein Tüpfelchen dazu, kein Komma davon genommen." „Auch die herzallerliebsten Grüße, du Schmalzhafen", rief Ursula dazwischen. Die Redeschlacht sprudelte über Mutter Gertruds humpelndes Herz und Dr. Bommers Staunen hinweg ohne Pause. Schließlich mußte der Arzt mit ernster, mahnender Stimme Einhalt gebieten. Da kam noch der Vater mit einem selbstgebrannten Bätziwasser herein. „Aha, da ist der langen Rede tiefster Grund", lachte Dr. Bommer, „du hast zu viel Schnaps getrunken. Hedi aber wehrte sich: „Niemals, nicht ein einziges Tröpfchen. Schnaps wird von den Damen dieses Hauses nur äußerlich verwendet."

Mit der Brille auf der Nase besah sich der Arzt das Thermometer und meinte trocken: „Mit 39,4 ist dieser Redeschwall auch ohne Schnaps verständlich. Peter, hol einen Maulkorb, oder verpflanze deine Tochter in eine schalldichte Laube, sonst kommt deine Frau bis übermorgen nicht zur Ruhe." Er verordnete noch dies und das und gab der Ursula einen Wink, mit ihm vor das Haus zu kommen.

Dort fragte er sie: „Hast du Nasenbluten?" „Hast du dich beim Zähnebutzen verletzt?" „Ich glaube kaum", antworte Ursula ängstlich, „nur bin ich wegen Frau Gertruds Anfall so sehr erschrocken. Seither ist mir schlecht." „Komm morgen nachmittag mit dem Postauto zu mir. Ich komme gegen Abend wieder hierher, kannst dann wieder mit mir

herauffahren", sagte der Doktor in freundlichem Ton, „mußt keine Angst haben, ich will nur schauen, ob ich dir nicht etwas mehr Lebenslust beibringen kann. Streng dich heute nicht mehr an. Geh früh ins Bett! Die Beiden sind versorgt. Behüt dich der liebe Gott!" „Vielen Dank, Herr Doktor, vielen Dank", rief ihm das Mädchen nach und sah ihn ins Auto springen, geschickt auf dem kleinen Vorplatz wenden und in eine Staubwolke gehüllt bergab fahren.

fen auf der Welt oder zum Herumliegen". Hedi benützte die unguten Worte um ihrer Redelust freien Lauf zu lassen: „Da kann ich dich ganz genau orientieren, lieber Vater, das ist je nach Gegend verschieden. Eigentlich hat sie der liebe Gott extra dazu geschaffen, damit sie verzärtelt und verwöhnt werden. Er gibt aber auch ausnahmsweise Verhältnisse, in denen sie zum Arbeiten mißbraucht werden, hauptsächlich in gebirgigen Landschaften und bei Wüstenvölkern. In der



Der Kirchturm von Stans
Foto Leonard von Matt

Da nützt auch des Wachtmeisters Kommandostimme nichts.

Der Guggi-Peter, der so freundlich und leutselig mit seinem Schnaps dahergekommen war, behielt seine gute Laune nur so lange der Doktor im Haus war. Nachher runzelte sich seine Stirne. Wenn er nicht einen Bart gehabt hätte, der fast das ganze Gesicht zudeckte, wären noch andere böse Furchen zum Vorschein gekommen. „Ist das eigentlich ein Bergheimen, oder ein Spital", fragte er, „sind eigentlich die Weibsbilder zum Schaf-

Schweiz sollen sogar Zustände herrschen, wo der verantwortliche Herr und Meister auf die Jagd geht und die Frauen, Töchter und Kinder unterdessen daheim schuften läßt."

Peter war im Militär Wachtmeister gewesen. Also nahm er seine Kommandostimme zu Hilfe und rief: „Maul halten, verstanden!" Hedi achtete nicht darauf, es mußte die lustigen Gedanken, die in seinem heißen Kopf herumpurzelten an die Luft bringen: „Weil aber diese Frauen und Töchter ihren Vater so sehr lieb haben, sind sie zu allen Opfern bereit. Sie stehen nicht nur um

vier Uhr auf zum Schaffen, sie packen noch den Rucksack für den Jäger, salben die Schuhe, putzen ihm sogar die Flinte und das noch mit Vergnügen." „Still jetzt, Predigten höre ich am Sonntag genug!" „Das ist keine Predigt, lieber Zuhörer, das ist nur eine kurze Antwort auf deine Frage. Und übrigens muß man mir jetzt nach ärztlicher Vorschrift Umschläge machen, und dazu können wir leider böse Blicke und ungeschickte Männerhände nicht gebrauchen." „Aber Hedi, solche Frechheiten, bin ich bei dir gar nicht gewohnt". Mit unverminderter Schnelligkeit fuhr Hedi fort: „Liebe Mutter, siehst du denn nicht, daß der Vater um dich Angst hat, und darum so rabauzig aussieht. Er hat's im Stall nicht mehr ausgehalten, weil er schauen wollte, ob es dir besser geht. Stimmt's oder stimmt's nicht, Vater?" „Jetzt hol ich einen Zapfen und steck ihn dir in den Mund, mit dem Holzhammer, verstehst du". „Aber bitte, Vater nicht jetzt sofort, denn ich muß ja in mein Bett ins Städeli hinauf. Wie kann ich mit dem Zapfen noch zu Atem kommen und soll das Bein hochlagern. Es ist so schon schwer genug mit dem Fuß in der Höhe dort hinauf zu laufen, auch ohne Zapfen". „Hedi, jetzt hör endlich auf", stöhnte die Mutter, „mir wird sterbensübel." Auf dieses Stichwort hin, pflegte der Vater sich meistens zu verziehen. Das tat er auch sofort, war aber so freundlich nach einiger Zeit den Walti herüber zu schicken mit dem Befehl, seine gesprächige Schwester sorgfältig einzupacken und ins Städeli hinauf zu tragen.

Dort oben schadete der unaufhörliche Wörter-Wasserfall vorläufig weniger, denn es ist seit uralten Zeiten so, daß zwei intime Freundinnen, mit dem Reden erst dann aufhören, wenn ihnen der Schlaf jede Möglichkeit dazu raubt.

Am andern Morgen fuhren die beiden Mädchen mit Schrecken aus ihrem Schlummer auf. Zuerst leise, dann kräftig wurde an die Türe geklopft. Dann hörten sie Schritte um das Haus, da und dort wurde an einem Fensterladen geriegelt, ein Holzscheit wurde in ihre Laube hinauf geworfen. Dann hörten sie rufen: „Ursula, Ursula!" und dann wieder etwas lauter den gleichen Namen. Die Mädchen verhielten sich mäuschenstill. Hedi schaute auf die Uhr. „Es ist ja erst halbsieben!" Auf einmal sprang Ursula aus dem Bett: „Das ist doch Benno. Der hat zu solch unmöglichen Zeiten frei." Sie sprang ans Fenster, öffnete spaltbreit den Laden und rief: „Wart, ich komme, ich bin in zwei Minuten bei dir!"

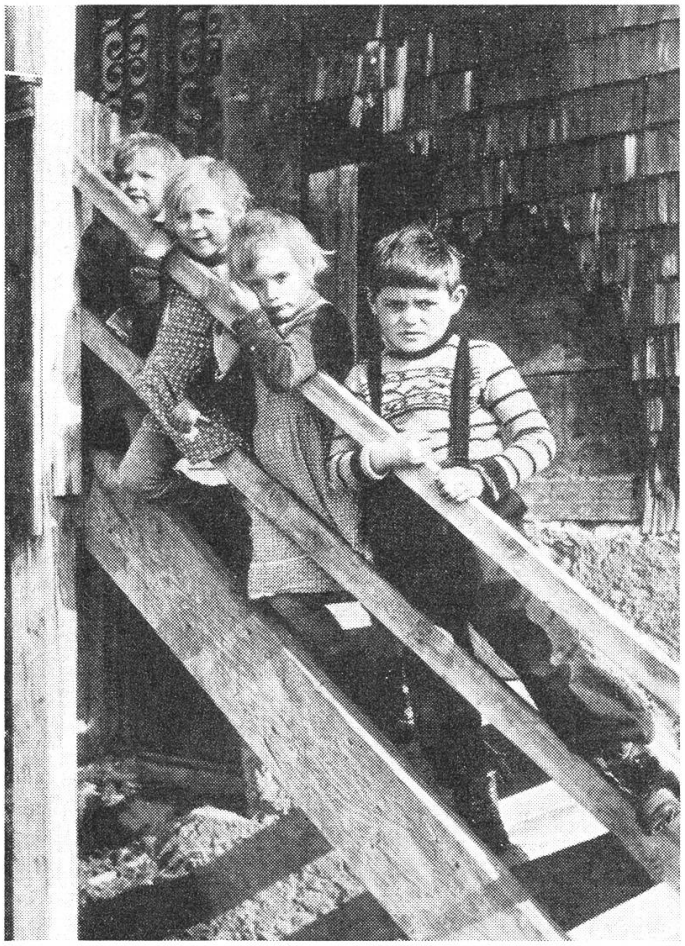
Diese Zeitangabe ist in solchen Fällen nicht so genau zu nehmen. Benno setzte sich gemütlich auf das Bänklein neben die Scheiterbeige und schaute in den prächtigen Herbstmorgen hinaus. Die Sonne schickte ihre vielfingerigen Strahlen zwischen den frisch verschneiten Silberspitzen und den lustigen, hellen Wolkenfahnen hindurch auf den See, in die Fensterscheiben der Häuser und auf Baum und Matte. Der Bergbach rauschte, Vögel piepsten. Ein Windlein kam dahergeglitten, voll würzigem Duft. Welch herrliche Aussicht lag doch hier vor ihm ausgebreitet, schöner noch als unten im Dorf.

Und doch erfüllte diese Pracht den jungen Mann mit Wehmut. Er dachte daran, wie sie jetzt im Haus des Präsidenten, in ihrem eigenen Heim, am Tisch sitzen könnten, das Frühstück vor sich und das liebe Gesicht der Ursula, die jetzt schon seit Wochen seine Frau sein könnte, wenn dieser setzgrindige Dr. Bommer nicht immer wieder eine neue Kur mit Ursula beginnen würde. Immer und jedesmal die letzte, endgültige, die nicht durch eine Hochzeitsreise unterbrochen werden dürfe. Bleich sieht sie wohl aus, seine Braut und ist so schnell müde. Dagegen sollte man doch wohl auch andere Mittel finden, bei einem so jungen und frohmütigen Menschenkind. Wenn dieser undurchsichtige und hinterhältige Doktor doch nur endlich einmal in die Ferien gehen oder verreisen würde. Benno war überzeugt, wenn die Ursula bei ihm wäre, in seiner Hut, in kurzer Zeit würde sie aufleben und wieder froh und gesund sein. Eine Wut kam in seinem Herzen auf. Eine ohnmächtige Täubi auf den Arzt, der ihnen die Hochzeit verwehrte. Bis nämlich Ursula angezogen, in Strumpf und Schuh und hübsch frisiert war, konnte dieser Zorn ganz wacker zum Kochen kommen. So fand das glücklich überraschte Mädchen, statt eines strahlenden Liebhabers, einen verbissen dreinschauenden Jüngling an.

Wie die ganze Buchhaltung im sprutzelnden Fett versinkt.

Hedis Fieber war über Nacht gesunken, die Redelust versiegt. Kopfweh und Durst und die Schmerzen in seinem Bein wurden ihm zur Plage. Gerne hätte es einen ganzen Kessel Tee ausgetrunken. Wie kann man aber Tee kochen und ein Frühstück zubereiten und gleichzeitig das linke Bein in die Luft strecken. Ungeduldig wartete es auf seine Freundin. Diese aber wandelte mit Benno die Matten hinauf und dem nahen Waldweg nach.

Nach langer Zeit näherten sich Schritte, grobe, schwere Nagelschuhe. Selbstverständlich hatte Ursula die Haustüre offen gelassen. So ein verliebter Leichtsinn denkt nicht eine Sekunde an die zurückgelassene, wehrlose Kranke. Jetzt poltern die Schritte im Gang, kommen in die Küche hinein. Da unten rumort jemand mit Pfannen und Kesseln. Feuer knistert. Rauch dringt durch die halboffene Türe. Wenn es noch Tabakrauch gewesen wäre, hübscher, blauer Ringelrauch. Ein merkwürdiger Gestank steigt damit hoch. Ob jemand da unten Lumpen und verfaulte Schuhe verbrennt? Oder ist es ein Wilderer, der vom Wald her gekommen ist und nicht weiß, daß das Haus wieder bewohnt ist. Hedi überdenkt abenteuerliche Möglichkeiten und verhält sich still. Wenn Benno mit der Ursula zurückkommt, dann wird der Einbrecher schon verduften. Wenn dann nur der Gestank auch verduftet. Das ist ja nicht zum aushalten.



Stägeli uif, Stägeli ab juhe

Foto Leonard von Matt

In der Küche beginnt eine kräftige Männerstimme laut zu fluchen. Nun erkennt Hedi seinen Vater und ruft. Das Schimpfen und Rumoren wird stärker. Vielleicht ist es besser, wenn diese prächtige Laune nicht gestört wird. Was kann ihn nur so aufregen, er ist doch allein. Hedi bleibt still, hält sich ein Tüchlein vor die Nase und wartet.

Nach langer Zeit trampen Schritte die Stiege hinauf. Der Vater kommt ins Zimmer und sagt: „Aha, du liegst. Geht's bald besser?" „Was macht die Mutter", frägt Hedi. Mit zufriedenem Lächeln sagt er: „Die ist seit dem frühen Morgen auf. Es stinkt hier ein wenig." Vater putzt sich die fettigen Hände an den Hosen ab und setzt sich auf Ursulas Bett. „Hab mir gedacht, wenn es ihr doch noch so halb übel ist, will ich das Munggenfett lieber hier oben ablassen. Weißt du die Ursel, die muß jetzt anfangen mit Munggenfett. Der geht es ja ewig nicht besser, wenn die nur so rote und grüne Medizinli trinkt. Du kannst ihr davon jeden Tag einreiben, dann geht es in wenigen Wochen vorwärts. Sag aber dem Doktor nichts davon. Wir wollen ihm den Glauben lassen, daß seine Mittel helfen. Der hat's verdient." „Meinst du, das hilft?" wagt Hedi zu zweifeln. „Und wie hilft das. Ich sag dir, die wird ein anderer Mensch in kurzer Zeit. Die Leute wissen das nur nicht. Wollen es nicht wahr haben. Was nicht der Doktor sagt, das gilt nichts. So ist es heute. Dir sollte man auch einen gehörigen Schlams an den Fuß und ans Bein streichen. Aber seitdem

die jungen Mädchen gleich nach der Schule zu fremden Leuten oder in die Stadt oder gar in welsche Lande kommen, verlieren sie den Glauben an die Natur. Stopf mir eine Pfeife, von meinen Händen nimmt der Tabak den Geschmack an." Peter wirft ihr Pfeife und Beutel hin und fährt fort: „Man muß nur etwas Gutes tun wollen, dann hat der Teufel gewiß seinen Schwanz dazwischen."

Er steht auf, zeigt und erklärt, wie er da unten in der Küche die Pfanne vom Herd genommen und auf den Boden gestellt hat, prüfen wollte ob das Fett auch klar und gut werde. Und wie der Blitz sei ihm sein Notizbüchlein aus der Tasche in das heiße Fett gefallen, aufgeblättert und platsch hinein. „Da sind die wichtigsten Schriftstücke drin. Wann jedes von euch geboren ist, und vom Handel und alles mit Unterschrift. Das Büchlein geht jetzt fünfzehn Jahre zurück, das ist das Wichtigste vom ganzen Guggi." Hedi zeigt tiefes Mitleid: „Oh je, das ist ja fürchterlich. Hast du es denn nicht schnell wieder herausgenommen?" „Geh, nimm's, wenn's im heißen, sprutzelnden Fett drin liegt. Bis ich ein Stückli Holz zur Hand hatte, war's schon ganz durchtränkt." „Ja so, jetzt begreife ich, warum du so laut geschimpft hast. Und jetzt, was willst du machen?" frägt Hedi. „Just das wollte ich dich fragen", sagt der Vater, „ihr Weibsleute wißt ja so allerhand, wie man Flecken aus den Kleidern bringt und dergleichen. Ich hab's jetzt auf das Fenstersims gelegt, an die Sonne, vielleicht tropft's noch einwenig aus und trocknet. So kann ich's auch nicht in die Tasche nehmen. Paß auf, daß mir niemand mit den Fingern drankommt und niemand hineinschaut. Da sind die Guthaben und die Schulden, und alles ist drin." „Und ich Vater", frägt Hedi keck, „ich darf auch nicht hineinschauen?" „Nein, du auch nicht", sagt der Vater ernst, „bei dir aber weiß ich, daß du gehorchst, wenn ich dir so etwas sage."

Hedi gibt ihm wortlos die Hand, und im Blick, den die beiden wechselten, wird ein unverbrüchlicher Vertrag geschlossen. Peter nimmt seine Pfeife, steckt sie in Brand und frägt: „Wann kommst du auf?" „Vielleicht heute abend, wenn der Doktor nochmals dagewesen ist", meint Hedi, „aber hör mal, wenn die Ursula noch lange nicht zurück kommt, wäre ich froh um eine Pfanne voll Lindentee. Ich habe Durst, wie ein Wüstenräuber." „Die Ursel", sagt der Vater, „die ist mit dem Benno bergab, auf Portschwand zu." „Und läßt mich hier mit meinem aufgehängten Bein liegen", jammerte Hedi, verzieht ihr Gesicht so jämmerlich, daß von der ganzen Schönheit nichts mehr zu sehen ist.

Wie kann auch ein guter Vater in solcher Lage anders, als mit tröstlichen Worten in die Küche gehen, unter zwanzig Papiersäcken den richtigen finden und mit Fleiß und Geduld den Tee bräuen, Butter, Brot und Käs ans Bett bringen und noch gute Miene dazu machen. Denn solche Töchterchen haben einen schmelzenden Ton in der Stimme, können ein bittendes Leuchten aus den Augen hervorzaubern und hilfeheischend die Hände ausstrecken. Gegen solche Waffen ist ein Vaterherz nicht gewappnet.

Ueber die Latte gestrauchelt und unter das Messer geraten.

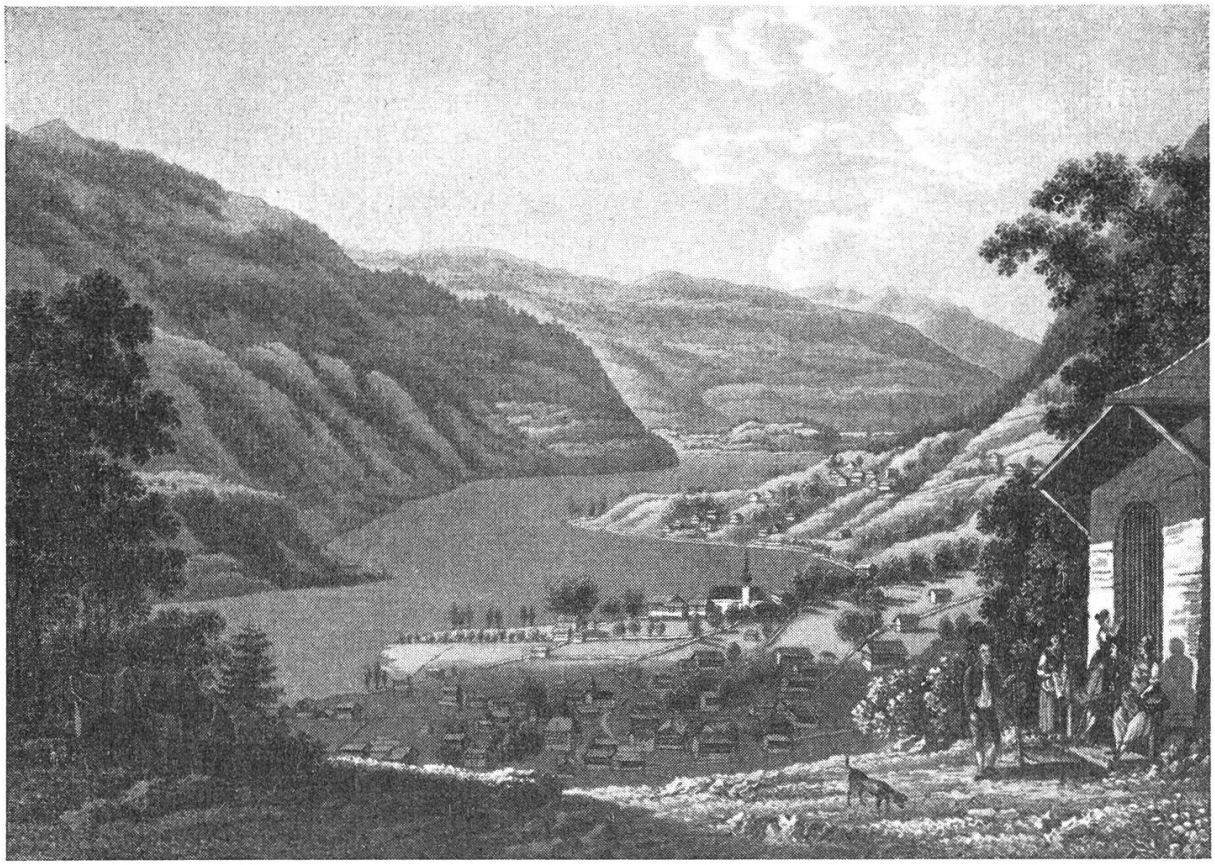
Ja, seit Wochen und Monaten stehen nun die Möbel in der prächtigen Wohnung im Haus am See. Eine Uhr tickt, Gläser blinken hinter Scheiben, im Kasten liegen Bündel von Wäsche, die Betten sind hergerichtet, Bilder hängen an den Wänden, Topf und Pfanne warten auf Suppe und Braten, ein Teppich liegt in der Stube, blumig und bunt, Bücher stehen auf dem Spind. Die Herbstsonne ist jeden Tag still über Boden und Wände geglitten, der Winterwind hat an den Läden gerüttelt, der Blumenduft des Frühlings hat alle Räume durchweht. Und immer noch schläft Benno in seinem engen Mansardenzimmer im Dachstock des Hotels. Immer noch macht Ursula seine vorgeschriebenen Spaziergänge vom Städeli in den Wald und zurück. Immer noch sitzt im Giebelzimmer des Hauses Ruchenstein der Arzt, studiert die neuesten Fachzeitschriften, schreibt Briefe in alle Länder, an Professoren und Spezialisten, um Ursulas Krankheit zu bekämpfen.

Im Herbst hatte er mit Bluttransfusionen begonnen. Viele Spender haben sich im Dorf

gemeldet. Jede Woche kommt Ursula vom Berg herab. Manchmal sieht sie munter aus, geht beschwingt durch die Gasse und über den Ratsplatz. Ein andermal schleppt sie sich mühsam zum Arzthaus, tritt ängstlich ein, mit hundert Fragen, schöpft neue Hoffnung, tröstet die Mutter, beschwichtigt den Vater, weint sich bei Benno aus. Geht wohl auch mit einem Blumenstrauß in ihre Wohnung. Stellt ihn auf den Tisch, zupft an den Stengeln und Blättern. Träumt sich in ihr bevorstehendes Glück hinein, wischt mit dem Staublappen, lüftet, öffnet Kasten und Türen, setzt sich in den roten Polsterstuhl und redet mit dem lieben Gott: „Das hast du uns alles gegeben. Gib uns doch jetzt noch dazu, was zu dem Zusammensein fehlt. Du bist die Güte, du bist die Liebe, du bist die Barmherzigkeit, erbarme dich meines sehnsüchtigen Herzens."

Dann schließt sie Fenster und Türen, geht aus dem Haus, unter den breitausladenden Bäumen hindurch, freut sich im Gedanken, Benno werde die Blumen finden. Sie weiß, daß er dann und wann für eine Stunde hingeht, mit einem Buch, mit seinen Wünschen und Träumen.

Im Giebelzimmer des Arzthauses ist spät noch Licht. Dr. Bommer liest die Briefe seines Sohnes. Auch in Amerika suchen sie in allen Forschungsinstituten nach einem Mittel gegen diese heimtückische Blutkrankheit, machen Versuche, hoffen auf Erfolge und müssen wieder ohnmächtig kapitulieren. Er liest auch den Brief seiner Tochter aus Genf. Sie schreibt begeistert von ihrem Studium, möchte Universitäts-Assistentin werden. Sie kommt mit Studenten aus allen Ländern und Kontinenten zusammen. Beteiligt sich an den Aktionen für die Entwicklungsländer. Treibt neuzeitliche Philosophie und schreibt wirres Zeug von halbverrückten Propheten. Der einsame Mann quält sich mit Sorgen. Der Inhalt der letzten Briefe von Genf gefällt ihm nicht. Was die jungen Studierenden verkünden, scheint ihm gefährlich, ohne wesentliche Grundlage. Solche Ideen können ein junges Leben vergiften.



Blick auf Dorf und See von Lungern

Nachdenklich geht er zwischen Tisch und Türe hin und her. Seine Haare sind zerzaust. Tiefe Furchen graben sich in sein Gesicht. Immer wieder fährt er mit der Hand über seine hohe Stirne, nimmt die Brille ab und streicht über die Augen, setzt sich vor das leere Blatt an den Tisch und nimmt dann seine Wanderung wieder auf. Eine Fliege surrt um seine Schreibtischlampe. Die Cigarre erlischt im Aschenbecher. Unwillig schupft er mit dem Schuh einen Stoß Hefte auf die Seite. Dann greift er zur Feder und schreibt: „Meine liebe Tochter!“ Er füllt Seite um Seite mit seiner kritzeligen Schrift. Es wird ein Brief mit allen Feinheiten eines wachen, hochgebildeten Geistes, mit allen Tonarten gewiegter Ueberredungskunst, mit aller Wärme eines bekümmerten Vaterherzens.

Dieses Schreiben beginnt so harmlos, berichtet von der alten Lisbeth, der kränklichen und immer tätigen Magd. Wie sie trotz dem Verlust ihrer Kräfte immer noch keine Hilfe annehmen will. Schon dreimal habe er nun versucht eine zweite Magd einzustellen, ohne Erfolg. Nun habe er eine Putzfrau, eine Wäscherin, eine Nachmittagshilfe, aber keine Ordnung und keine zuverlässige Kraft. Der Brief pendelt zwischen Wunsch und Bitte, Martha soll für einige Monate heimkommen, ihm beistehen. Er gönne ihr genügend Zeit um ihre Studien fortzusetzen, freue sich, mit ihr neue und gewichtige Probleme zu besprechen und zu durchleuchten. Dieser Brief enthält eine Gewalt, die Granit hätte spalten und Basalt aufweichen können.

Müde und traurig steht er vom Tisch auf und schlürft die Stiege hinab, will ins Schlafzimmer einschwenken und hört die Hausglokke läuten. Ohne Unmut wendet er sich ab, drückt auf den Türöffner und ruft hinunter: „Mach Licht, der Schalter ist rechts“, und wartet bis der Besucher im Blickfeld erscheint. Wer kommt da leicht schwankenden Schrittes herauf? Ein junger Mann mit einer weit offenen Wunde an der Stirne, das Gesicht, das Hemd, der Tschoppen, die Hände blutverschmiert. „Herr Doktor“, stammelt er und nimmt den Hut ab, zeigt dabei wie weit in die Haare hinein der Riß geht, „Herr Doktor, ich habe euer Licht eben noch gesehen, sonst hätte ich bis morgen gewartet. Ich bin am See über eine Latte gestrauchelt ...“ „Komm herein“, sagt der Arzt und besieht sich die Bescherung, „sag die Wahrheit, Toni, hast eine Schlägerei inszeniert und hast dabei einmal selber eins erwischt. Ist recht so.“

„Herr Doktor“, stottert der kraftstrotzende Mann, „ich hab ganz gewiß nicht angefangen.“ „Leg dich da auf den Schragen“, befiehlt der Arzt, wischt ihm das Blut ab, stochert mit einer Pinzette in der Wunde herum und frägt: „Tuts weh?“ „Ja schon!“ „Ist recht, das sollte dir fünf Jahre lang weh tun. Vielleicht bist bis dann aus deiner Flegelzeit heraus. Schön siehst du ja nicht gerade aus, Toni. Weißt du, ich habe die größte Lust dich so zu vernähen, daß du deiner Lebtag ein rotes Rösli an der Stirne tragen kannst. Das zieht bei den Mädchen. Du hast ja nie genug. Immer mußt du wieder einem Andern eine wegnehmen.“

„Nein, es war ganz bestimmt nicht wegen einem Mädchen, Herr Doktor“, behauptet der Sünder unter Aechzen und Stöhnen. „Sei still, ich weiß schon“, unterbricht ihn Dr. Bommer und hantiert mit einer rührenden Sorgfalt und Vorsicht. „Schau Toni, ich könnte dir jetzt eine Einspritzung machen, wegen der Schmerzen. Aber ich denke mir, wenn du die Prüglerei sehr liebst, kannst du auch das jetzt aushalten. Hör mal, diese Wunde ist so schön gekrümmt. Ich könnte dir ein prächtiges Fragezeichen daraus machen. Davon würden die Mädchen dann wohl stutzig, wenn du da vorne ein so deutliches Zeichen trägst, merkten vielleicht, daß du ein fragwürdiger Liebhaber bist. Du kannst jetzt wählen, entweder versprichst du mir hoch und heilig, die Schürzenjägerei und den Radau zu lassen, oder ich nähe dir ein Kainszeichen ein.“

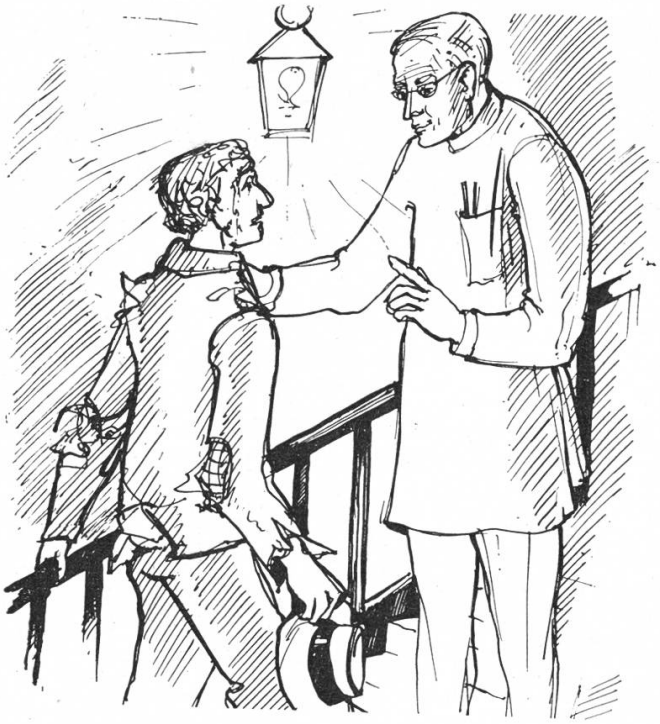
Was bleibt dem Toni anderes übrig, wehrlos auf dem Schragen, angesichts der blitzenden Instrumente, über sich der drohende Blick des Arztes. Toni schwört im Namen aller Heiligen und Seligen, fortan ein tugendsames Leben zu führen. Ihm wird schwarz vor den Augen, wenn er daran denkt, aber er gibt keinen Laut von sich.

Hilfsbereit stellt ihn der Arzt nach beendeter Prozedur auf die Beine, bietet ihm einen Schnaps an, klopft ihm väterlich auf die Schulter und sagt: „Toni, was du verspro-

chen hast, mußt du auch halten, ich habe ein gutes Gedächtnis und die Annagreth in der Laterne, hat scharfe Augen. Denk daran!"

Auf dem Heimweg kam sich Toni, der Schiffsknecht, wie ein Märtyrer vor. Die Wunde brannte, der Schädel brummte, die andern blau geschlagenen Stellen am Körper schmerzten. Und überdies, war er diesmal von Dr. Bommer zu Unrecht verdächtigt worden. Er hatte nicht wegen einem Mädchen zugeschlagen und Streit angefangen, sondern wegen der Seilbahn. Just wegen der Seilbahn, die auch der Arzt als die einzig richtige Lösung vertrat.

In Portschwand bekämpften sich die Bürger nun schon seit Jahren wegen den Straßen nach Obrothen und zum Hotel hinauf. In dem großen Hotel Rothenfluh saßen die reichen Leute und der gutbezahlte Direktor, schimpften immer über die steile und miserable Straße. Unten am See wohnten die einfachen Leute, die ohnehin mit Steuern übel beladen waren, und diese sollten zum großen Teil die Straße bezahlen. Da war seinerzeit die Idee aufgekommen eine Seilbahn zum Hotel und von dort weiter über den Rothen hinauf in das schöne Skigebiet zu bauen.



„Herr Doktor, ich habe euer Licht gesehen."

In den drei Wirtschaften und an Partei- und Gemeindeversammlungen waren darob schon oft heftige Auseinandersetzungen entbrannt. Bei einer solchen hatte sich Toni durch besondere Beredsamkeit hervorgetan und hat auch entsprechende Antworten einsacken müssen.

Auch Dr. Bommer wäre froh gewesen, wenn er in einer bequemen Luftfahrt hätte hinaufgondeln können, statt in halsbrecherischer Fahrt in die ausgewaschenen Kurven zu holpern. Denn es gab Zeiten, da er fast täglich im Hotel Patienten zu betreuen hatte. Wohl war dort ein ständiger Kurarzt tätig, der nach eigenen Methoden Bäder und Rohkost verschrieb. Jedoch reiste dieser elegante Herr mindestens viermal im Jahr in längere Ferien und fuhr dazu noch sehr oft für einige Tage an Kongresse und Tagungen. Der Arzt von Portschwand schätzte die jammerreichen Patienten und seufzenden Patientinnen vom Hotel nicht sehr. Er wollte sich auch nicht in die Heilmethode des Kurarztes einspannen lassen. Den Millionärsgattinnen mit tausend Krankheiten verschrieb er lächelnd Tee von Tausendguldenkraut. Einem halbausgehungerten Dauergast, der ihm kerngesund erschien und nur über Schwäche und Schwindel zu klagen hatte, brachte er einmal mitten in einer strengen Diätkur geräucherte Rippli und Bauernspeck. Er hatte Mitleid mit den Gästen, die außer gesalzenen Rechnungen nichts Rezentes zu schmecken bekamen. — Der hochfahrende Direktor mit dem schönen Namen Adolf Schmutz-Reich fühlte sich verpflichtet, solche Ereignisse dem Kurarzt zuzuflüstern, wagte aber nie, Dr. Bommer zur Rede zu stellen. Denn ohne diesen tüchtigen und beliebten Arzt von Portschwand, hätte er einen kostspieligen Vertreter aus der Stadt engagieren müssen.

Mit einer Seilbahn wären auch alle Gefahren der winterlichen vereisten Straße behoben gewesen. Just in diesem Winter rutschte Herr Direktor Schmutz mit seinem Wagen über die Fahrbahn hinaus und zwischen zwei kräftige Tannen des Waldes, wo er blutend und eingeklemmt liegen blieb. Es gelang ihm, sich nach etlichen schmerzensreichen Stunden, im eingedrückten Führersitz so zu drehen, daß er mit der Hand den Lichtschal-

ter und den Kontakt zum Signalhorn erreichen konnte. Daraufhin bemerkten die Portschwander im Bergwald eine merkwürdige Lichtquelle und hörten in kurzen Abständen die gellenden Rufe der Hupe.

Holzer, Portier, Polizist und Arzt versammelten sich nach und nach um den stöhnenden Direktor, der vor Kälte mit der Kinnlade klapperte, sozusagen die einzige Bewegung, die er noch ausführen konnte. Bis der alte Schmied und sein Eisenbrenner zur Stelle waren, hatte Dr. Bommer Gelegenheit den armen Eingeklemmten mit wärmenden Getränken zu beleben, mit guten Worten zu trösten und ihm den mehrfachen Nutzen einer Schwebebahn beizubringen. Herr Direktor Schmutz-Reich sah reichlich schmutzig aus in seinem engen Versteck. Eine undichte Oelleitung betropfte ihm freigebig Hemd und Brust. Die Quetschungen und Rippenbrüche hinderten ihn am Reden, sodaß Dr. Bommers lehrreiche Worte schweigend aufgenommen wurden und tief ins Bewußtsein des Beklagenswerten eindrangen.

Die bittere Kälte wurde durch die Flamme des Eisenbrenners nur wenig gemildert und half dazu, ihm dieses Ereignis unauslöschlich ins Gedächnis einzuprägen.

Auf einem gutgepolsterten Rettungsschlitten, zwischen zahlreichen Wärmeflaschen, wurde der Verunfallte heim ins Hotel gefahren und dort unter Anteilnahme der aufgebliebenen Gäste über weiche Teppiche bis in sein Zimmer getragen. Dort erfuhr nun der gemarterte Herr die schlichte Güte und die überragende ärztliche Kunst jenes Mannes, den er bisher immer so hochnäsig behandelt hatte.

Von heimlichen Sorgen und herrlichen Plänen.

Der Winter regierte streng in diesem Jahr. Der Wald ächzte unter der Schneelast. Die Bäume knackten in der Kälte. Eisige Winde trieben den Flugschnee zu hohen Wechten. Die Brunnen erstickten fast an ihren kristallenen Bärten. Die dunkeln Wolkentage brachten Flockenwirbel und Schneetreiben. Die Sonnenstrahlen trieben die bissig kalten Lüfte in die Schattenlöcher.

Lange Zeit blieb die Sonne über immer gleichen, dichten Wolken verborgen. Bis endlich der Föhn über die Berge hereinfiel, in den Wäldern rumorte, an den Dächern rüttelte, in den Kaminen heulte und die Wellen des Sees an die Felsen und Mauern peitschte. Dann begannen die tausend kleinen Wässerlein in allen Ritzen und Spalten zu zwitschern und zu plaudern, suchten sich zwischen hartgefrorener Erde und Schneedecke ihren geheimnisvollen Weg, sickerten in die Bäche, sprangen über Stein und Eis, ohne Pause, ohne Ruhe, unaufhörlich, immerfort.

Nun war Martha schon ein halbes Jahr daheim bei ihrem Vater im Haus Ruchenstein. Sehnte sich nach interessanter Gesellschaft, kämpfte gegen Lisbeths Alleinherrschaft und war selbst nicht imstande, Haushalt zu führen. Im Sprechzimmer ihres Vaters glänzten die Instrumente und Vitrinen, stand jede Schachtel, jeder Topf am richtigen Ort, der Boden spiegelte, wie in einem Frauenkloster, Spinnen und Fliegen, waren endgültig aus diesem Reich verbannt, die Wäsche lag blitzsauber und gestappelt. In den übrigen Räumen des Hauses blieb alles beim alten. Mußte Martha einmal ein Mittagessen kochen, dann vergaß sie gewiß den Braten zu wenden, den Backofen abzustellen. Nie wurde die Mahlzeit rechtzeitig aufgetragen. Mancher Teller und Krug fand sein unrühmliches Ende in jämmerlichen Scherben.

Eine heroische Heldentat vollbrachte sie jedoch. Sie nahm ohne Angst vor der Prügelstrafe den Kampf mit der Unordnung in Vaters Giebelzimmer auf. Sobald der Vater zu den Patienten ging, für längere Zeit das Haus verlassen mußte, sprang Martha die Stiege hinauf und vergrub sich in den Beigen und Stößen von Büchern und Schriften. Sie wollte nicht nachlassen, bis jeder Band und jedes Heft hübsch an der richtigen Stelle in Reih und Glied eingeordnet stand oder lag. Nach genau errechneten Maßen wurden Gestelle und Regale gezimmert. Von Boden, Bank und Stuhl sollte alles verschwinden.

Diese Arbeit dehnte sich über viele Monate aus. Denn gar oft traf Dr. Bommer seine

Tochter inmitten der wissenschaftlichen Werke in eifrige Lektüre vertieft, mit einem Dutzend Fragen auf der Zunge. Der Tag ging zur Neige, das Nachtessen blieb vergessen, die Nacht überraschte die Beiden in eifrigem Gespräch.

Die alte Lisbeth beklagte sich nicht darüber. Nicht brummiger als früher, ging sie ihrer Arbeit nach, trotzdem sie nun für eine Person mehr zu kochen und zu sorgen hatte.

An einem der ersten Sonntage des Jahres hatte Martha in der Kirche jenes flinke und schlagfertige Mädchen entdeckt, das sie von der Pension Miremont in Genf her kannte. — Nach dem Gottesdienst folgte eine stürmische Begrüßung, ein langer Schwatz, eine Tasse Tee und schließlich die Einladung zum Mittagessen. Seither wurde Hedi bei jeder besonderen Gelegenheit und später fast jeden Tag um Hilfe gerufen. Hedi kam gern, verstand sich gut mit Martha und zeigte ein besonderes Geschick, der Lisbeth die Arbeit abzunehmen und ihr doch nie im Weg zu stehen. — Seitdem Ursula nicht mehr im Städeli wohnte, und jetzt vor der eigentlichen Sommerarbeit, hatte niemand im Guggi etwas dagegen, daß Hedi bei guter Kost und blankem Lohn als unentbehrliche Helferin des verehrten Doktors galt.

Wenn die beiden über den Platz oder unten am See spazierten, guckten die Portschwander dem ungleichen Paar nach. Hedi eine kraftvolle, mittelgroße Statur, die rabenschwarzen Haare mühsam in eine herkömmliche Frisur gezwängt, markante Augenbraunen über einem lustigen Näschen, volle, blutrote Lippen um die Reihen blendend weißer Zähne gespannt. Und daneben Martha, hochaufragend und erbärmlich schlank, blond, wie frisch geschnittenes Tannenholz, eine sonderbar geformte Brille auf einer weitvorspringenden Nase. Gegensätze, wie sie jedem Vorübergehenden in die Augen springen mußten. Besonders auffällig erschien das Paar, wenn Martha auf ihrem Roller saß, mit Sturzhelm und Lederjacke und hinter ihr auf dem Sitz Hedi saß, mit einem bunten Tuch um die wilden Haare.

Engstlensee mit Reißendnollen und Titlis

Foto J. Brühwiler

Der Roller war eigentlich zu dem Zweck gekauft worden, damit Martha in der Stadt medizinische Abendkurse besuchen konnte. Mindestens zweimal in der Woche rasselte die Arzttochter über die Pflastersteine von Portschwand und kehrte kurz vor Mitternacht mit Getöse zurück. An solchen Abenden saß Hedi meistens in der Stube der alten Schmiede. Oder wenn der Abend mild und windstill war, ging es mit Ursula den einsamen Weg am Ufer entlang zur St. Rochus-Kapelle. Benno konnte sich an den Abendstunden kaum je frei machen. Wie froh war das kranke Mädchen, seine liebe Freundin bei sich zu haben.

Immer noch wartete die prächtig ausgestattete Wohnung auf das Hochzeitspaar. Jeden Monat bezahlte Benno pünktlich den Zins, wartete auf die lang ersehnte Wendung zur Besserung. Immer wieder fühlte

Ursula, nach wenigen Tagen kraftvoller Hoffnung, eine drückende Müdigkeit, Herz und Gemüt zentnerschwer beladen. Ein kühler Wind, ein Wetterumschlag, und schon mußte sich Ursula wieder mit Halsweh und Fieber ins Bett legen. Der Vater verwürgte seine Angst und seinen Kummer in verbissenem Schweigen. Die Mutter seufzte und flehte zu allen Heiligen. Benno drohte dem Arzt in ungezähmten Ausbrüchen.

„Nun habe ich für Benno einen Gobelin gestickt, einen wunderbar schönen Ueberzug für den alten Lehnstuhl. Inmitten von Blumen, sein Wappen mit einer prächtigen Helmzier", erzählte Ursula auf dem Weg zur Kapelle, „er sitzt doch gerne bequem beim Lesen. Und er ist ja so rührend stolz auf seine Familie, sein altes angesehenes Geschlecht. Er wird sich mächtig freuen. Aber ich zeige es ihm erst nach der Hochzeit." „Warum habe ich das nie gesehen, das ist doch eine Arbeit von Monaten?" fragte Hedi. „Ich habe nur in meinem Zimmer daran gearbeitet und sobald jemand ins Haus gekommen ist, habe ich alles versteckt. Es soll eine Ueberraschung werden. Ich will ihm dann die vielen tausend Stiche vorzählen und sagen, wie viel Liebe ich in diese Blumen und Ranken hineinverwoben habe." Das wird ihn mächtig freuen", sagte Hedi, „aber darf ich diese Arbeit nicht sehen? Zeig sie mir doch heute Abend, wenn wir zurück kommen." „Nein, das ist nur für ihn, ganz allein für ihn. Er ist ja so unendlich gut und lieb zu mir und hat immer wieder Geduld." Dann fuhr sie mit einem wehmütigen Klang in der Stimme fort: „Wenn ich sterben muß, dann sollst ihm den Gobelin bringen und sollst ihm sagen, was ich dir jetzt anvertraut habe."

„Sei still, hör auf, sprich nicht so zu mir, du drehst mir das Herz um. Du hast keinen Grund so zu reden. Es geht dir besser, der Sommer wird dir alle Kraft wiederbringen." Lange gingen sie schweigend zwischen Blumen und Bäumen, das letzte Rot des Abendhimmels über sich, dann begann Ursula wieder: „Weißt du, manchmal fühle ich alle Kraft in mir. Ich weiß, es gilt nur ein letztes Hindernis zu überwinden, wie über einen Hag zu springen. Schon sehe ich Benno kommen, im Hochzeitsstaat, lachend und strahlend vor Freude. Oder wir sind am Meer. Wir gehen doch auf der Hochzeitsreise in das Strandhotel, in dem Benno so lange gearbeitet hat. Ich sehe und erlebe, wie wir auf der Terasse beim Frühstück sitzen, ausgeruht, vom Baden erfrischt, unternehmungslustig, wie Kinder zu dummen Streichen aufgelegt. Und dann, kaum eine halbe Stunde darnach, sehe ich meinen Leichenzug, Benno und Vater voraus, meinen Bruder, die Mutter, ich höre die Glocken. Du glaubst nicht, Hedi, wie mich jetzt jedesmal bis ins Innerste friert, wenn ich die Totenglocke höre. Jeder Ton schlägt mir ins Herz. Jeder Klang macht mich erschauern. Die schlaflosen Nächte sind lang. Hunderttausend Bilder haben Platz in so einer Nacht. Die Liebe zu ihm wird nicht schwächer, im Gegenteil. Und ich muß warten, muß ihm froh entgegenkommen, will ihm Hoffnung machen. Darf nicht zeigen, wie ich Angst habe, er könnte die Geduld verlieren und die Hoffnung. Sich dem frischen gesunden Leben zuwenden wollen. Wenn ich nur diesen Ring nicht zurückgeben muß, bevor ich sterbe. Das wäre zu viel Leid."

Wie konnte Hedi da noch Trostworte finden, während ihm die Tränen über die Wangen kollerten. Nicht aufzuschauen wagte es mit seinen überschwemmten Augen. Und doch versuchte es immer wieder ein wohlbegründetes Anzeichen zu froher Hoffnung zu finden.

Während die Nacht hernieder sank, keimten aus den lieben Worten Mut und Zuversicht, und begannen die Sterne ihr funkelndes Licht aus den ewigen Hintergründen zu senden. Für eine Nacht, vielleicht für eine Woche kehrte wieder Friede und Glaube in das arme, junge Herz ein.

Während der Sturmwind tobt.

Der späte Sommer, der alle Scheunen mit reicher Frucht füllte, der glutheiße Tage brachte und Gewitterschwüle auf See und Täler senkte, der mit Hagelschloßen und Sturzbächen seine Launen austobte, der jagte auch einen Sturmwind über die Wellen, der Ursulas Lebensflämmchen in äußerste Not und Gefahr brachte.

Die Fensterläden schlugen, Schindeln flogen über den Platz, des Fischers Netze wurden von den Stangen gezerrt. Die Boote tanzten und rissen an ihren Ketten und Seilen. In gewaltigen Stößen und gefährlichen Wirbeln peitschte der Sturm die entfesselten Wogen. Wehe dem Schiffer, der in diesen Stunden weit vom Ufer gegen die tosende Macht anstehen mußte. Wehe der Frau, die um den Bootsmann bangte. Bäume fielen krachend, in voller Frucht entwurzelt. Haushoch schlugen die Uferwellen auf. Ihr Gischt drang in die Fenster und Gassen. Wer aus dem Haus trat, suchte an Mauern und Latten Halt, wurde begossen, getrieben und zerzaust.

Durch dieses Wüten und Tosen versuchte ein Mann, die Kirchgasse hinab, über den Ratsplatz und weiter zu kommen, in eiligen Schritten und Sprüngen vom Windschatten in den Schutz der nächsten Mauern zu gelangen, Atem zu schöpfen zwischen den Stößen dieser heulenden Gewalt. Sein Hut wirbelte über das Pflaster, über Hag und Strauch. Wer geht ohne Not in dieser Gefahr? Da die Menschen die Glut ihres Herdes ersticken, das Wild in die Höhle kriecht?

Der Mann achtete nicht auf die herumfliegenden Ziegel und auf die strömende Nässe.

Der Mann, dessen faltiger Rock wie eine Fahne flattert, achtet nicht auf die wirbelnden Ziegel und Bretter, nicht auf die strömende Nässe, die ihm über Gesicht und Brust fließt. Kraftvoll stemmt er sich gegen den übermächtigen Druck. Unentwegt verfolgt er sein Ziel, bis er die Haustüre findet, die ihn erwartet.

Kaum drückt er gegen das Schloß, geht die Türe auf. Im Halbdunkel steht des Schmieds Frau und sagt mit verwürgter Stimme: „Vielen Dank, Herr Pfarrer, daß sie kommen“, und sich gegen die Türe stemmend, „ach helfen sie mir. Ich kann gegen diesen Wind nicht zumachen. Ich mußte verriegeln, sonst hätte der Sturm das Schloß aufgebrochen. So ein böser Tag. Kein Wunder, daß es der Ursula wieder so schlecht geht.“

In der Stube steht der Arzt am Fenster und schaut in das Tosen hinaus. Martha ordnet auf dem Tisch die Instrumente, die sie einpacken will. Mit einem Handtuch Gesicht und Soutane trocknend kommt der Pfarrer zu ihnen hinein. Sieht die Tränen in Marthas Augen, den feierlichen Ernst auf Dr. Bommers Zügen und frägt: „Ist es so schlimm?“ Der Arzt bietet ihm seine Hand und seinen Gruß und antwortet: „Noch nicht. Aber wir wollten ihnen Bericht geben, bevor der Sturm die Telephonleitung unterbricht. Wir haben ihr jetzt wieder eine Bluttransfusion gemacht, das wird sie etwas beleben. Das kranke Blut hat ihren Körper so schwer geschädigt, daß sie jede Widerstandskraft verloren hat. Immer wieder diese Halsinfektion und jetzt noch diese Lungenentzündung. Herr Pfarrer, ich habe die Ursula bis jetzt auf einem langen, schweren Weg gepflegt und versorgt. Meine weitere Hilfe zählt jetzt nicht mehr viel. Die Wegstrecke, die ihr noch bleibt, müssen wir beide mit ihr gehen. Ich habe alle Kräfte der Natur angewendet, sie haben versagt. Nur die übernatürliche Kraft kann noch retten.“

Der Pfarrer erkundigt sich nach dem augenblicklichen Befund. „Nur ein Wunder kann hier helfen“, sagt der Arzt traurig, „nur ein Wunder kann das Blut wieder gesund machen und ihrem Körper Leben geben, freilich, es kann noch Tage dauern, vielleicht

Wochen. Wir müssen jede Stunde eine innere Blutung befürchten. Jetzt gilt, nach meinem Wissen, nur noch das neue, das ewige Leben, in das sie bald eintreten wird. Möge sie Gott in Liebe aufnehmen. Sie ist eine prächtige Tochter, eine wahrhaft edle Seele. Wir warten noch hier, bis der Sturm etwas nachläßt. Wenn sie mich brauchen, Herr Pfarrer, bin ich auch nachher jederzeit bereit."

Die beiden Männer in ihrem schweren Beruf und Martha mit ihrem verweinten Gesicht, bieten sich stumm dankend die Hand.

Oben, im Zimmer, sitzt der Vater mit dem Rosenkranz in der kraftvollen Schmiedshand, sagt, er könne ja ohnehin nicht schaffen, wenn kein Feuer erlaubt sei, und jetzt sei ihm doch noch jede Stunde kostbar in dieser Nähe. Dann fährt er mit der verbrämten Hand über die Augen und drückt sich der Wand nach zur Türe.

„Muß ich sterben, Herr Pfarrer", frägt Ursula in ihrer Angst. „Unser Leben ist in Gottes Hand", beginnt der Priester, „ihm allein gehört unser Leben, er kann es zurückfordern, wann er will. Viele sterben ohne Warnung, jäh, wenn sie der Schlag trifft oder ein Unglück. Andern gibt er die Gnade mit der Hilfe der Sakramente zu ihm heimzukehren."

„Herr Pfarrer, hat ihnen Benno unsere Wohnung gezeigt?" „Ja, ich bin dort gewesen. Dieses traute Glück, glaube mir, es ist nur ein schwaches Abbild der himmlischen Wohnung, die auf dich wartet, Ursula." Leise beginnt er zu beten.

Das Mädchen faltet die Hände. Seine Brust ringt nach Luft. Die Lider sinken über die schönen Augen. Sie betet mit. Der Sturm heult und tost. Ein Fensterladen hat sich losgerissen und schlägt auf und zu. Die Mutter öffnet einen Spalt die Türe, frägt mit ihren rotverweinten Augen, ob sie eintreten dürfe. Klirrend fliegt ihr der Fensterflügel aus der Hand. Der Wind wühlt in den Vorhängen. Die Kerze flackert. Nur mit Mühe kann die Mutter den Laden einhacken und die Fenster schließen. Die Mutter bleibt einen Augenblick am Bett stehen und betet mit. Tapfer lächelt sie aus ihrem schmerzverzerrten Gesicht ihrer Ursula zu: „Liebes Kind, wenn der Sturm nachläßt, dann wird es wieder besser gehen. So wild hat der See schon viele Jahre nicht mehr getobt."

Die Kranke greift nach des Priesters Hand: „Wenn ich nur noch einmal mit Benno hingehen kann, still mit ihm in unserer Stube sitzen, die Sonne, den stillen See schauen kann." Bleich liegt das Mädchen da, die Flut seiner braunen Haare umrahmen das geduldige Antlitz. „Wer weiß", unterbricht der Pfarrer sein Beten, „vielleicht schenkt dir der liebe Gott diese Freude ... vielleicht nicht nur einmal noch. Ob du alles, was er dir gibt, Freud oder Leiden, Tod oder Leben, dankbar annimmst und dein offenes Ja dazu sprichst, das zählt jetzt allein. Ehre sei dem Vater, dem Sohne und dem Heiligen Geist .."

Wieder unterbricht ihn die Kranke: „Herr Pfarrer, ich bin noch so jung ..." „Liebes Kind, von den einen will er die Blüten, von den andern die Frucht. Seinen heiligen Willen wollen wir lobpreisen." Nun wendet sie ihm langsam ihr Angesicht zu, weit öffnen sich die Augen: „Herr Pfarrer, kann ich die heiligen Sakramente empfangen, es ist so schwer."

Nach dem Beichten ruft der Pfarrer die Mutter. Sie bringt Lichter und Schale. Ihre Hände zittern. Sie verschüttet das Weihwasser, hält sich mühsam aufrecht. Der Vater kommt, stellt sich ans Fußende des Bettes. Mit seiner rauhen Stimme, in der all seine Herzensnot mitschwingt, betet er laut. Ergreifend und heilend ist die heilige Handlung der letzten Wegzehrung. Sie spendet der Seele eine Kraft, die aus der ewigen Allmacht herniederfließt.

Ein überirdischer Glanz breitet sich auf dem lieben Gesicht der Kranken aus. Wie in einem zufriedenen Halbschlummer liegt sie da. Schon keimen in Mutters Herz neue Hoffnungen auf. Sie kommt herzu und streicht mit einem feuchten Tüchlein über die glatte Stirne: „Siehst du, es wird dir schon besser, und auch der Wind wird bald zahmer werden."

„Herr Pfarrer, kommen sie bald wieder", sagt Ursula mit fester Stimme, „sie haben mir neues Leben gebracht und Mut." Sie wendet ihren Blick ihm zu, hebt den Kopf

und flüstert eindringlich: „Sagen sie Benno, daß meine Liebe nie stirbt, nie... Sie, sie müssen ihm das sagen.“ Die Mutter will ihr sanft den Kopf zurücklegen, will schonend ihre Kräfte sparen. Noch einmal reckt sie sich auf, wendet ihren Blick zum Priester hin: „Und sagen sie dem lieben Gott, er soll mit mir machen, was er will. Ich will ihm mein ganzes Ja geben. Zum Leben oder... zum Heimkehren. So wie er will.“

Schmerz kein Wort hervorbringen. Sanft legt sie ihr Kind in die Kissen zurück. Kann nicht glauben, daß die glänzenden, leuchtenden Augen brechen sollen. Ihre ganze Kraft möchte sie in ihr liebes Mädchen verströmen lassen, alles darangeben, um dieses junge Leben voll Hoffnung zu retten.

Am Morgen läuft ein junger Mann vom Hotel Rothenfluh die Bergstraße hinab. Der Weg ist von gestürzten Tannen und Buchen

Ein Handwerker auf der Höhe seines Berufes

Foto A. Odermatt

Ergriffen nimmt der Pfarrer diese unendlich schwerwiegenden Worte in sein Beten auf. Er dankt ihr mit einem innigen Blick. Während der Sturm seine wildesten Kräfte entfesselt, wird das Beten in der Krankenstube stiller und leise. Der Pfarrer erhebt sich vorsichtig, um den Schlummer nicht zu stören und nimmt den Vater mit.

„Mutter“, ruft Ursula, „Mutter“, umfaßt sie mit beiden Armen, „es ist wahr, was ich jetzt gesagt habe, wahr..., und doch habe ich dich so innig lieb, bleib jetzt noch bei mir.“ Die gute Mutter kann vor lauter Elend und

versperrt. Er springt über die Stämme, schlüpft durch die Aeste, achtet nicht auf die Kleider, nicht auf den versarrten Weg. Er eilt ohne zurückzuschauen, ohne Hut, in dünnen Schuhen bergab. Einen Aermel zerrissen, seinen Kittel verschmutzt, Harz an den Händen, Griesnadeln im Haar, eilt er durch Portschwand, über den Platz und auf die alte Schmiede zu.

So kann er im letzten Augenblick noch Ursulas geheimen Wunsch erfüllen, daß sie an der Brust ihres Bräutigams, in seinen Armen stirbt.

Von Schmerz und Leid geschlagen.

Aus allen Häusern von Portschwand kamen Leute zur Beerdigung, von Obrothen eine ganze Schar und Angestellte vom Hotel. Richard, der Sohn des Schmieds, war von Frankreich gekommen. Untröstlich und unvorbereitet, hatte er doch von seiner Schwester noch vor wenigen Wochen einen hoffnungsvollen und fröhlichen Brief erhalten. Der Saal im Gasthaus zum grauen Bären war gefüllt von Gästen des Leichenmahls. Da saßen sie nun nebeneinander, Vater und Sohn, den Blicken aller Leute ausgesetzt, die sich wunderten, wie sehr Richard seinem Vater glich. Dieselbe breite mächtige Postur, hochgewachsen, die Augenbrauen unter der massigen Stirne fast gar zusammengewachsen. Die Nase kräftig aus dem Gesicht hervorspringend und ein Mund, der wie ein Strich eingeschnitten war. Viele Jahre war er nun zur Ausbildung und wegen seinem echt urschweizerischen Fernweh auf Wanderschaft gewesen.

Annagreth, die zu unterst am langen Tisch saß, flüsterte ihren Nachbarinnen zu, die beiden seien sich zu ähnlich, darum seien sie nie gut zusammen ausgekommen.. Es sei doch eine Schande, daß sich der Vater mit fremden, unzuverlässigen Gesellen und gar noch mit Ausländern abplagen müße, während der Sohn im schönen Ausland herumfagiere.

In einem Punkt, hatte die böse Zunge recht. Die beiden waren im Aussehen und im Charakter auffallend ähnlich. Beide mit dunkeln Strubelhaaren, beim Vater schon angegraut. Beide unermüdlich an der Arbeit, jeder Tag zu kurz und ohne Furcht vor Kraftproben. Sie saßen am Tisch, redeten mit Verwandten und Bekannten soviel, wie unbedingt nötig war und warteten ungern, bis sie wieder aus der Wirtschaft fort und in ihr Haus, in ihre Werkstatt gehen konnten.

Neben ihnen saß Benno, bleich und traurig. Sein Teller wollte nicht leer werden, sein Glas Wein ließ er stehen. Wenn jemand ihn anredete, erschrack er, wie aus einem Traum, gab einsilbig Antwort und brütete wieder vor sich her.

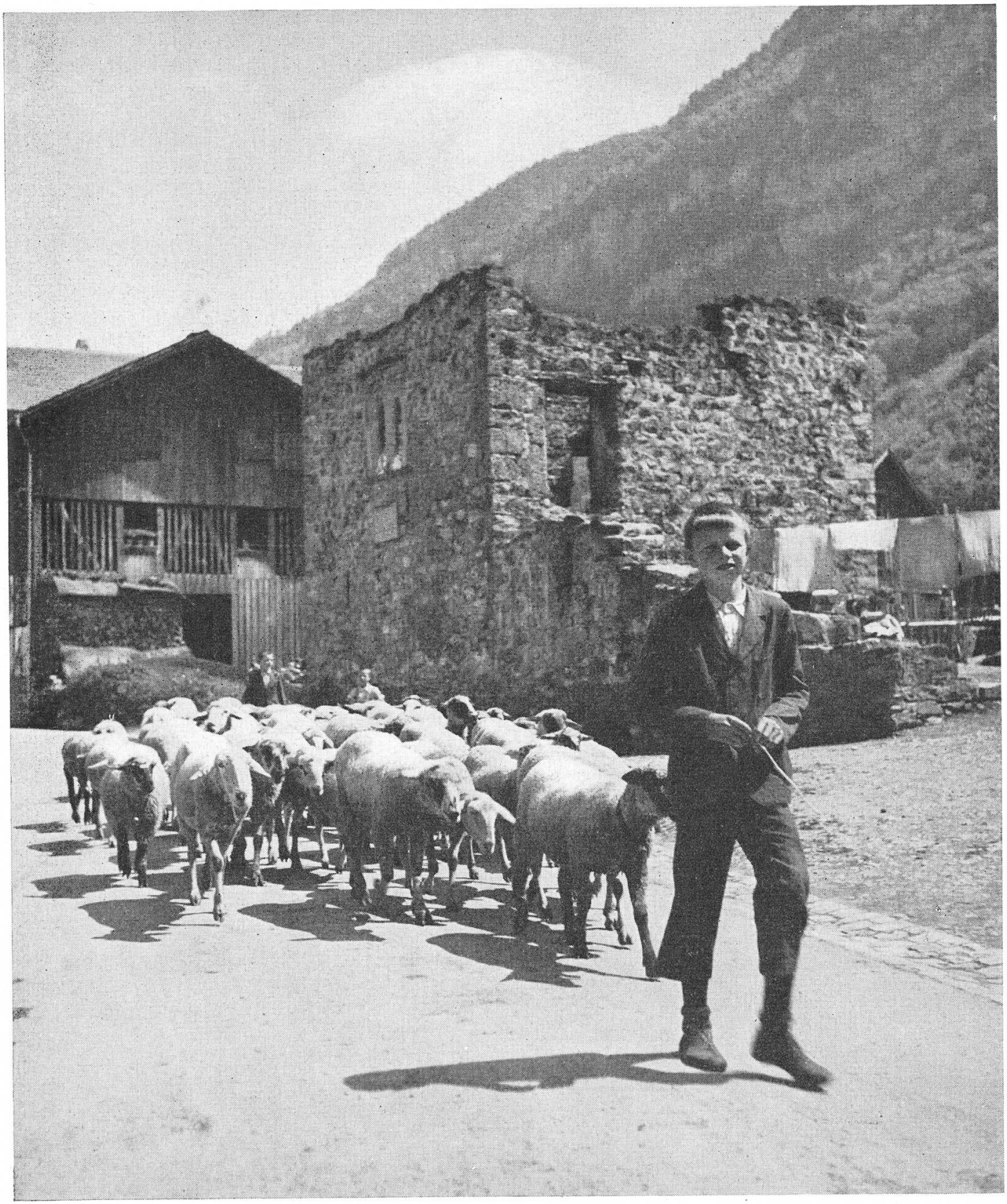
Am Abend, da die letzten Verwandten Abschied genommen hatten, blieben die Männer noch in der Stube. Kein Rauch stieg von einer Pfeife, oder einem Stumpen auf. Die Trauer lag schwer auf ihren Gemütern. Am ehesten fand die Mutter Worte. Sie wollte dieses Beisammensein, überschattet vom endgültigen Abschied Ursulas, dazu benützen, ihrem Sohn das Verlangen vorzutragen, endlich heimzukommen, dem Vater zu helfen und den leer gewordenen Platz in der Familie auszufüllen. Der alte Schmied sprach nicht viel. Befehlen wollte er nicht und bitten noch weniger. Nur hie und da warf er einen Brocken dazwischen, der wohl verraten ließ, wie froh er um die Mitarbeit seines Sohnes wäre, und wie gern er ihn daheim hätte.

Furchtbare Wunden schlägt ein solcher Verlust. Er öffnet aber auch Gefühle, die lange verschlossen und wie in Schlaf gesunken sind.

Das Leben geht weiter. Muß weiter gehen, über solch bittere Leiden hinaus, über den Schmerz der Mütter und Väter hinweg. Grau beginnen die Tage. Mühsam geht die Arbeit von der Hand. Oed sind die Abende. Aber die Zeit, die unaufhörlich weiter rückt, mit jedem Ticken der Uhr unabänderlich ein winziges Stücklein Abstand nimmt, diese Zeit legt sich heilend zwischen die Tränen und die Zukunft.

Im Haus Ruchenstein herrscht fürchterliche Aufregung. Dr. Bommer wird von seiner Tochter aufs Feinste eingekleidet. Er soll diesen Abend in der Stadt vor ausgesuchtem Publikum einen wissenschaftlichen Vortrag halten. Seit Wochen hat er an seinem Manuskript gearbeitet, an den Ausdrücken gefeilt und neueste Ergebnisse nachgetragen. Seine Tochter Martha aber findet, sein Auftreten sei noch wichtiger als der Vortrag. Sie entsetzt sich, der schwarze Rock sei zu eng, ziehe Falten über den Rücken. Das Hemd sei am Kragen fehlerhaft gebügelt, die Schuhe altmodisch und die Kravatte sei direkt ein Skandal.

Der gute Mann, dem solche Bedenken seit Jahren völlig gleichgültig sind, läßt alles geschehen. Geduldig wartet er bis das Bügeleisen warm ist, sucht ein zweites, ein drittes Hemd, zieht andere Schuhe hervor. Lisbeth brummt und schimpft, weil das Essen erkal-



Burgruine im Dörfli bei Wolfenschießen

Foto Leonard von Matt. Aus dem Heimatbuch von K. Vokinger Nidwalden Land und Leute

tet, weil alle Schubladen ausgeräumt und Tisch und Stühle mit Kleidungsstücken überlegt sind. Hedi muß in die Stadt telefonieren, damit jemand nach Feierabend im Geschäft bleibt, und noch eine Auswahl Kravatten vorgelegt werden können. Hedi sollte gleichzeitig in der Küche, im Schlafzimmer und oben bei Martha sein, denn diese will ja mitfahren, muß auch noch ihre schönsten Kleider richten und anziehen und muß zugleich auf das Telefon achten. Dabei ist ihm übel zum Umfallen.

Lisbeth redet laut mit ihren Töpfen und Pfannen: „Wie oft hat er schon solche Vorträge gehalten. Immer ist er rechtzeitig fortgekommen, mit einem rechten Essen im Leib, wenn ich ihn allein ausgestattet habe. Jetzt rennen drei Weibspersonen wie verrückte Hummeln im Haus herum, und ich garantiere, er kommt zu spät."

Im Haus zur Laterne rennt Annagreth von einem Fenster zum andern. Denn von da sieht sie besser in Marthas Zimmer und von dort tiefer in Doktors Stube hinein. Sie darf sich von dieser unverständlichen Hasterei auch nicht das Geringste entgehen lassen.

Im Haus des Präsidenten, in der schön eingerichteten Wohnung, sitzt zu später Stunde Benno am Tisch. Den Kopf in die Hände vergraben, starrt er vor sich her. Ihm ist das Glück und die Lebensfreude zusammengebrochen. Von jedem Bild an der Wand, von jedem Möbelstück, aus jedem Schaft stürmen liebe Erinnerungen auf ihn ein. Die Uhr, die Ursula noch aufgezogen hat, mahnt ihn mit ihrem TickTack. Die letzten verblühten Blumen stehen in der Vase. Dort hängt noch ihre Schürze über dem Stuhl, als wäre sie eben fortgegangen.

Das Licht aus diesen Fenstern fällt auf die Bäume, in den Garten, in dem ihre Blumen und Pflanzen auf den Morgen warten, fällt auf die Ufermauern und den See, den sie so sehr geliebt hat.

Vier Wochen später ist die Wohnung ausgeräumt. Benno ist, von Trauer überwältigt, plötzlich fortgezogen. An einem nebligen frühen Morgen ist er vom Berghotel den Weg hinab zum Schiff gewandert und dann weit über alle Berge gereist, bis in jenes ferne Land, zum Hotel am Meeresstrand.

In rassigem Tempo bis zum ersten Rank.

Im Guggi auf Obrothen hat der Briefträger eine üble Suppe angerichtet. Er hat einen Brief gebracht und wie üblich mit Frau Gertrud geplaudert, hat mit Walter über das letzte Schießen gesprochen, das Vreneli und den Migi gehänselt und ist pfeifend weitergezogen. Der Brief wurde dem Vater auf das Buffet gestellt. Dort hat ihn der Peter am Abend mit dem Pfeifengusler aufgeschlitzt und dann am Fenster stehend gelesen. Und seither redet der Vater kaum mehr ein Wort. Er beißt an den Schnauz- und Barthaaren herum. Vergißt zu essen, schläft halbe Nächte nicht, bleibt bei der Arbeit stehen und starrt zum Städeli hinauf oder gegen den Wald hinüber. Zieht die Sonntagshosen an und geht fort ohne zu sagen wohin.

Spät in der Nacht kommt er heim, hat Mühe im schmalen Fußweg zu bleiben, steckt den Schlüssel verkehrt ins Schloß, läßt die Schuhe polternd auf den Boden fallen, bleibt in der Stube sitzen und läßt das Licht brennen, wenn er endlich in die Kammer geht. Auf die Fragen seiner Frau gibt er unverständliche Antworten, seine Buben und Mädchen verjagt er aus seinem Bannkreis, verschüttet die Milch und jammert über Kopfschmerzen. Zeit seines Leben hat Peter noch nicht von Kopfschmerzen geredet. Aber wenn man alle die Gedanken lesen könnte, die ihm nachts durch den Schädel schwirren, und sie der Reihe nach vor sich hinlegen könnte, dann würde man einer bösen Geschichte auf die Spur kommen.

Ein Bergheimen viel zu teuer übernommen. Sieben Kinder eins neben dem andern am Tisch. Was das nur Schuhe braucht und Kleider und Brot. Die vielen Monate jedes Jahr im Militär, zuhause nur die Buben und ein halblahmer Knecht. Dann war das Städeli zu verkaufen, das kleine Heimwesen ob dem Guggi, mit seinen saftigen Matten. Die Versuchung war groß. Geld war nicht vorhanden. Aber ein guter Dienstkamerad hat sich als Bürge für zwanzigtausend Franken zur Verfügung gestellt. Allerdings mit der Verpflichtung auf Gegenrecht. So kam es, daß der Freund für den Peter und umgekehrt Peter für den Freund bei verschiede-

nen Banken für je zwanzigtausend Franken eine Bürgschaft eingegangen ist. Den Rest des Geldes, ein noch größerer Betrag, hat Peters Schwester, die Adelheid als Darlehen gegen Hypotheken gegeben.

Diese Schwester ist zwölf Jahre jünger und seit Jahren bei einer feinen Herrschaft in der Stadt in Dienst. Peter hat ihr manchmal den Zins geschickt und dann auch wieder nicht. Sie hat nie reklamiert. Das Städeli hat einen rechten Ertrag gebracht, aber alles zusammen nicht soviel, daß er von seinem alten Schuldenberg abtragen konnte. Die Buben sind größer geworden, die Mädchen haben Geld heimgeschickt. Peter konnte sich erlauben, die Rösti mit mehr Schweineschmalz zu bräteln, eine bessere Tabaksorte heimzubringen und im Herbst länger auf die Jagd zu gehen.

Nun will die Bank plötzlich die zwanzigtausend Franken aus der Bürgschaft von ihm, weil sein damaliger Freund in seinem Betrieb Pech gehabt habe. Er soll also innert wenigen Wochen seinem Bürgen mit zwanzig Tausendernoten aus der Patsche helfen. Das Recht steht auf Seite der Bank. Peters damalige Unterschrift ist gültig, das weiß der Guggi-Bauer gut genug. Darum ist er so bärbeißig, so verschwiegen, so undurchsichtig und voller Sorgen. Wenn er seiner Frau davon berichtet, dann schlägt ihr das aufs Herz, dann ist alles noch schlimmer.

Das alles würgt Peter in sich hinein und darum klagt er über Kopfschmerzen. Die Mutter leidet. Walter, der Aelteste, weicht aus und denkt, es werde dann schon besser, wenn die Jagdzeit da sei. Vreneli und Migi gehen unbekümmert in die Schule.

Das Büfett gehört in die Nidwaldnerstube

Foto Leonard von Matt

Bärti, Trudi und Balz sind ohne Ahnung in ihren Dienststellen. Hedi, das nur noch zu besonders strengen Zeiten heimkommt, versucht immer wieder den Vater aufzuheitern, forscht zusammen mit der Mutter, ohne jeden Erfolg nach dem Grund dieses Kummers und verschwindet dann wieder für einige Tage im Haus Ruchenstein.

Die Jagdzeit naht und geht vorüber. Der Vater wird nicht lustiger. Auch Hedi hat plötzlich sein Lachen verloren. Dann und wann mußte das Mädchen für Dr. Bommer Botengänge besorgen. So erhielt es auch den Auftrag auf dem schnellsten Wege in ein entlegenes Heimen hinauf Medikamente zu bringen. Der schnellste Weg, ein dringlicher Fall, Hedi überdachte die stotzige Wegstrecke, sah Marthas Roller im Hausgang stehen, rechnete sich aus, wie viel geschwinder es mit diesem flinken Fahrzeug dort oben sein könnte. Hedi war ja schon oft mit Martha ausgefahren und hatte gut aufgepaßt, wie diese Maschine zu regieren sei. Also heraus auf den Platz, um die Ecke, auf die Pedale getreten und mit Sausen und Rattern bergan. Die Kirchgasse war menschenleer, und die Haare flogen im Wind. Durch die Matten hinauf, an den Bäumen vorbei, das war ja kinderleicht. Nur in der ersten Kehre, da wollte das vertrackte Ding nicht in der Straßenmitte bleiben. Hedi morxte die Lenkstange mit aller Gewalt herum und landete an einem Wehristein. Das Vorderrad war just noch vorbeigekommen. Aber die Schalung und der Ständer waren abgerissen.

Was nun? Heimfahren und alles bekennen? Hedi versuchte den Roller bergab in Fahrt zu bringen. Die Lenkung funktionierte. Im Dorf auf den Pflastersteinen schepperte der halbabgerissene Ständer ungefähr so laut, wie wenn die Fahrerin einen blechernen Milcheimer hinter sich hergezogen hätte. Die Leute schauten aus den Fenstern. Mit rotem Kopf und zerzausten Haaren schwenkte Hedi unter der Kirche hindurch und fuhr direkt zur alten Schmiede. Etwas beklommen kam das Mädchen mit dem verbeulten Roller in die Werkstatt hinein.

„Würdet ihr so gut sein und mir das Ding da anschweißen", fragte Hedi den alten Schmied, „ich komme etwa in zwei Stunden zurück und würde ihn dann gerne wieder mitnehmen." „Potz tausend Hedi, bist Rennfahrerin geworden? Seit wann fährst du?" „Noch nicht lange, ich wäre schon froh, wenn ich ihn gleich wieder haben könnte", sagte das Mädchen zögernd mit einem netten Augenaufschlag.

„Wann hast du das Examen gemacht", forschte der Schmied. „Noch nicht", sagte Hedi sehr bescheiden, „Martha muß nämlich heute abend noch in die Stadt fahren, wenn das Zeug bis dann geflickt werden kann." „Also Schwarzfahrerin", brummte der Schmied ernst, „hat dich der Polizist gesehen? Drei Wochen ins Kefi, ist das allermindeste. Und eine Woche mußt du die Karre dalassen. Das muß geschweißt, ausgebeult, gespachtelt und bemalt werden. Kostet ungefähr 100 Franken." „Allmächtiger Gott, das ist mein Ruin!" rief Hedi so laut, daß die Gesellen daherkamen. „Das ist der Fluch der bösen Tat, mein Fräulein", prophezeite der schwere Mann mit drohender Miene. Hedi schaute ganz entgeistert drein. „Weiß der Doktor, daß du den Töff stibitzt hast?" war die nächste peinliche Frage des alten Schmied. „Nein! Aber Jesses Gott, die Frau muß doch die Medizin sofort haben. Ich bin bald wieder zurück. Seid doch so gut und helft mir aus der Patsche." Mit dem süßesten, liebenswertesten Klang in der Stimme flehte Hedi und eilte mit fliegendem Röckli hinaus.

Diesmal ging es nicht mehr so leicht und lustig bergauf.

Gegend Abend, es drang schon Licht aus den verrusten Fenstern, kam Hedi wieder auf die Schmiede zu, mächtig gespannt, ob schon daran gearbeitet werde. Der Roller stand auf einer Kiste. Ein Geselle kauerte davor. Hedi, mit seinem hellen geblumten Kleidchen kam vorsichtig näher und fragte: „Ist es schlimm." „Schlimm genug. Das Blech bricht durch", sagte der junge Arbeiter. „Ja, und jetzt?" „Jetzt muß ich ein Stück Eisen aufschweißen." Hedi schaute näher zu. Die Stimme war ihm doch bekannt: „Heilige Maria, das ist ja der Richi. Bist du wieder daheim?" Der Angesprochene reckte sich zu seiner vollen Höhe auf. „Ja freilich, und du?" Das Mädchen lachte ihm in das verrußte Gesicht: „Ich bin doch vom Guggi, du hast uns doch als

Lehrbub den Motor installiert und das ganze Zeug. Oh je, was haben wir gelacht. Ich hab dir die Edelweiß gezeigt auf dem Band. Ei, das war ein Sommer.“ Richard lachte mit: „Was hast du mit deinen Zöpfen gemacht, du hattest doch damals zwei zünftige Kuhschwänze auf dem Buckel.“ „Die Züpfen sind verschwunden“, gab das Mädchen mit schnippischem Nicken zurück, „Roßhaar ist gesucht, und den Buckel, den hat mir dein Vater auf dem Ambos mit dem Hammer ausgeglättet. Ei, was für ein Mann du bist, muß ich Sie zu dir sagen?“ „Mindestens Herr Baron, Fräulein Hedwig“, brüstete sich Richard, „aber was willst du nun mit dem Töff machen? Flicken kann ich ihn heute noch. Aber Spachtel und Farbe trocknen nicht mehr.“

Nachdenklich steckte Hedi einen Finger zwischen seine weißen Zähne: „Das ist sehr schlimm. Jetzt muß ich zu meinem Chef gehen und beichten, dann muß ich Martha um Verzeihung bitten, das ist sehr kompliziert. Dann muß sie mit dem Wagen in die Stadt. Unterdessen muß ich alle Nothelfer anrufen, damit kein Notfall geschieht, weil sonst der Herr Doktor kein Auto hat.“ Amüsiert betrachtet der junge Schmied das Mädchen, dem all das kommende Ungemach auf dem Gesichtlein abzulesen ist und frägt: „Und die Nothelfer, gehorchen sie prompt auf deinen Pfiff?“ Ganz entrüstet weicht Hedi zurück: „Was sagst du, Pfiff, nein, ich sag's ihnen halt schön und recht lieb, und den ganzen Abend bis Martha zurück ist.“

„Du“, meint Richard, „das ist aber ein langes Gebet. Kann ich dir dabei Gesellschaft leisten?“ Verwundert blickt das Mädchen auf, schüttelt seinen Kopf und sagt feierlich: „Oh je, nein, da muß man allein sein. Dank dir schön für deine Arbeit, Richi. Jetzt geh ich zu meinem Beichtvater. Ist die Farbe bis morgen trocken?“ „Ich bin doch kein Maler!“ ruft er nach. Aber der Wirbelwind ist schon weg und verschwunden.

„Was hast du mit deinen Zöpfen gemacht?“

Waldfest und Hexenspuk.

Im Guggi ist wieder Frieden eingekehrt. Der Winter war mit Eis und Frost über die Berge gekommen. Peter dachte, bei so vereister Straße kämen die Bankherren nicht bis zu ihm hinauf. Er war zu seinem Bürgschafts-Kameraden gereist, hatte einen kranken Mann angetroffen, geschlagen von schwerem Leiden. Peter hatte Mitleid mit ihm und vergaß dabei sein eigenes Joch. Einmal ging er zu einem Agenten und erkundigte sich, wie man wohl aus dieser Bürgschaft heraus kommen könnte. Dieser schlaue Mann studierte die Lage, wiegte den Kopf hin und her, redete davon, man könne sich nicht drücken, aber vielleicht mit geschicktem Manipulieren die Fälligkeiten hinauszögern. Peter solle ihm alle Briefe, die noch kommen, sofort zusenden und eine Vollmacht unterschreiben. Zeitgewinn sei auch ein Gewinn.

Der Guggi-Bauer fühlte sich nach dieser Besprechung prächtig erleichtert. Er sandte alle Briefe von der Bank uneröffnet an den Agenten und fühlte sich den Winter über wohl dabei.

Im Frühling nahm ihn die Arbeit in vollen Anspruch, sodaß er tagelang nicht an seine Schulden dachte. Schon kamen die ersten Feriengäste aus den Städten. Er konnte das Städeli für die Sommerzeit gut vermieten. Von den Söhnen und von Trudi kamen auch Geldbriefe an. Jeden schönen Abend malte die untergehende Sonne den Himmel neu mit hoffnungsreicher roter Farbe an.

In Portschwand war auf den Sonntag vor Maria Himmelfahrt ein Waldfest ausgekündigt. Nahe dem See, in dem einzigen ebenen Wald, waren Buden aufgeschlagen und strömte das Volk von allen Seiten daher. Kinderspiele, Bratwurstküche, Bierkneipe, Weinlaube, Schießbude, Rutschbahn und Tanzplatz, alles war zwischen Laub und Stämme eingenistet. Dickbäuchige Wirte und schlanke Trachtenmädchen bedienten die Einheimischen und Feriengäste, die nachbarlichen Freunde, die über den See gefahren kamen und auch die Kurgäste vom Hotel, die sich einmal mit Vergnügen unter das einfache Volk mischten. Klarinett und Trompete, Baß und Waldhorn spielten heimelige Weisen und Tänze. Frohes Lachen und Singen erfüllte den Tag im kühlen Schatten.

Kinder jubelten, tanzten Reigen. Die jungen Schützen zeigten mit Vergnügen ihre Kunst und brüsteten sich mit den Preisen. In einer kühlen Laube saßen gesetzte Herren beim Jaß, ihre Frauen neben sich, die nicht dem Spiel, sondern viel lieber dem munteren Treiben zuschauten. Der Fischer-Franz dirigierte seine weit hervorragende Brissago in gewundenen Gängen zwischen den jodelnden Burschen und spottenden Mädchen hindurch. Er trug eine kecke Schirmmütze mit der Aufschrift: „Seepolizei" und versah sein Amt überall dort, wo Flüssiges erhältlich war.

Ein Boot lag am Ufer, mit Tanngries und Girlanden verziert. Darin konnten die Kinder für einen Batzen eine Rundfahrt mit Musikbegleitung machen. Hell klang die Trompete des jungen Bootsmanns, wenn er die zappplige Schar zu einer neuen Ausfahrt zusammenrief.

Ein Trommler durchpflügte die Scharen und rief die Festneuigkeiten aus: „Der Präsident hat einen Teddy-Bär gewonnen! Seht was wir für einen tüchtigen Präsidenten haben." „Die Annagreth aus der Laterne hat beim Glücksrad eine Milchflasche mit Nuggi eingeheimst. Seht wie das Glück jedem das Nötige verschafft."

In einer Höhle, deren Eingang mit knorrigen Wurzeln erschwert, und mit märchenhaften Schlingpflanzen umrankt war, hauste eine alte Hexe. Den Kindern erzählte sie schauerliche Geschichten. Den Erwachsenen prophezeite sie in undurchsichtigen Orakelsprüchen die Zukunft. Obwohl die Dorfbewohner alle wußten, daß sich Martha und Hedi abwechslungsweise hinter dieser Hexenmaske versteckten, war der Andrang gewaltig. Weil nur je eine Person in die Höhle treten durfte, und jedermann mit einem fröhlich lachenden Gesicht herauskam, bildete sich gegen Abend eine Schlange Wartender vor der Kasse. Hedi war im Erfinden von Weisheitssprüchen unersättlich.

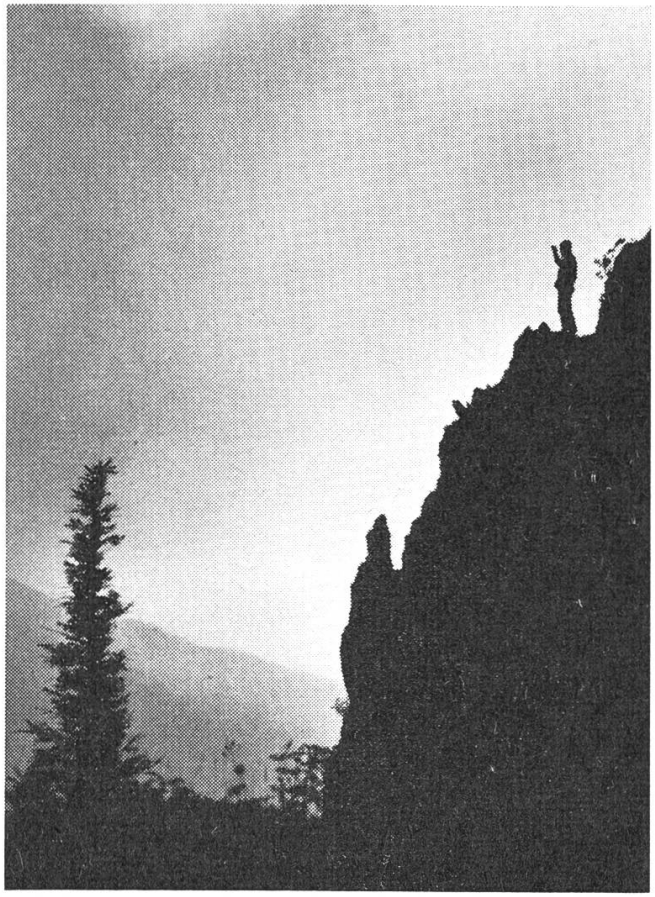
Einer Tochter von vornehmer Eleganz, die von Parfüm umduftet in das Halbdunkel hinein kam, las die Hexe aus der Hand: „Wenn sie nicht jeden Abend mit Bitterwurz gurgeln, verlieren sie ihre schönsten Vorderzähne." Erschrocken fuhr sie auf: „Wann denn?" Mit krächzender Stimme kam die Antwort: „Im Jahre 2041".

Dem Fischer-Franz wurde geweißsagt: „Sie werden auf einer Bootsfahrt, bei harmlosem Wetter, ohne jedes Sturmvorzeichen ihren wertvollsten Schatz verlieren." Auf sein Drängen und Fragen und all seine Versicherungen, als Seefahrer mit bald 70 Jahren und armer Fischer habe er ja gar keinen Schatz, wurden seine Handlinien nochmals genau überprüft und der Spruch gefällt: „Ihre Schnapsflasche wird über Bord gehen."

Auch der Arzt von Portschwand, der sich während der ganzen Dauer des Festes als Sanitätsposten zur Verfügung gestellt hatte, wagte sich auch in die mysteriöse Behausung. „Huh, huh", schrie die Hexe schon bei seinem Eintreten, „ein Teufelsbraten kommt daher". Dann wurden vor ihm geheimnisvolle Karten ausgelegt. „Huh, Huh, sie sind in Gefahr!" krächzte die Stimme. „der Teufel schlingt seinen Schwanz um ihren linken Schuh. Er will sie zu Fall bringen. Sie sind vor ihm angeklagt, sie behandeln die Patienten nicht alle gleich. Den Gästen im Hotel schreiben sie hohe Rechnungen, den Portschwandern kleinere und die ganz Armen vergessen sie dabei. Damit verwirren sie dem Teufel sein Konzept. Huh, Huh, sie sind in Gefahr. Baden sie die Hände in einem starken Absud von Muskatnuß, bevor sie ihre Rechnungen schreiben. Nur das kann sie wirklich schützen."

Der junge Schmied, der zu später Stunde an den Hexentisch trat wurde unter Aechzen und Knurren aufgefordert die Handfläche zu zeigen. Kaum hat er seine Pratze hingestreckt, wird sie ihm zurückgestoßen. „Die Linke her, die Linke will ich sehen! Ei ei, was seh ich da! Es fehlt kein Knochen, es fehlt kein Finger, ein Ring, ein Ring, kein Ring ist da. Die Hand wird verdorren, das Blut wird erstarren, wenn nicht ein güldener Ring sie schützt. Bald, bald wird die Hand schwarz wie die Nacht, schon morgen früh! Die Liebe ist da! Die Braut ist da! Verbunden die Augen! Verhext der Blick! Rabenschwarz wartet die Vergeltung!" Der also Verdonnerte wollte noch mehr erfahren. „Hinaus in die Nacht, hinaus in die einsame Oede!" kreischte die Wahrsagerin. Schon drängte sich der nächste Besucher herzu.

Richard blieb vor der Höhle stehen, wollte warten und die Hexe vor dem Ausgang abfangen. Aber so böse Hexen verschwinden, sie reiten auf einem Besen durch die Luft. Plötzlich sieht man sie anderswo aus dem Dunkel treten, oder hört sie gar lachen, im Arm eines Tänzers sich drehen und wenden, wie ein Spuk.



Der Betruf
Foto Leonard von Matt

Martha war an diesem Fest wie verwandelt. Sie wurde von den Bauernburschen, die vom doppelspännigen Kaffee und vom süffigen Wein in heiterer Stimmung waren, mit Du angeredet und gab fröhlich mit Du zurück. Je wilder sich der Tanz im Kreise drehte, um so mehr Freude hatte sie daran. Vorne an ihrem Kleid prangte ein Aeffchen, das sie in der Schießbude gewonnen hatte, im Haar trug sie eine Papierrose, ihr Preis vom Ballwerfen. Da die Spielleute nach und nach müde wurden, stellte sie sich mit einer Haselrute vor ihnen auf und spielte den Dirigenten.

Frauen sind unergründliche Wesen.

Viel zu früh war für sie das fröhliche Fest zu Ende. Am Arm ihres Vaters schlenderte sie heim, lachend und trällernd und schleppte die Schachtel mit dem schwarzen Mantel und der Hexenmaske mit. Dr. Bommer sprach nicht viel. Er ließ sie plaudern und erzählen. Er war recht von Herzen froh, daß er endlich wieder einmal ihre natürliche, ungezwungene Fröhlichkeit von früher wiedersah. Seit sie von ihren Studien heimgekehrt war, hatten sich im Giebelzimmer oft schwere Kämpfe abgespielt. — Immer noch war es dem besorgten Vater nicht gelungen, die verworrenen Ideen, die sie aus der großen Welt heimgebracht hatte, zu besiegen, seine Tochter auf den gesunden Boden soliden Denkens und Glaubens zurück zu führen. Das Feuerwerk, das vielfach an den Universitäten bei Professoren und Studenten geistete und sprotzelte, hatte in ihrem Kopf überhitzte Gedankengänge erzeugt. Er erinnerte sich seiner eigenen Jugendzeit und seiner mühsamen Rückkehr aus diesen gefährlichen Gefilden. Mit Autorität und Räsonieren war da nichts zu erreichen. Oft half Hedis urtümliche Lebensweisheit mehr, als seine philosophischen Begründungen. Er freute sich zu sehen, wie eng sich seine Tochter an das kerngesunde Bauernmädchen von Obrothen anschloß.

Hedi ließ sich von niedergedrückten Gemütszuständen nicht beeinflußen. Marthas Gedankenflüge, seines Vaters üble Laune und die schwermütigen Abendgespräche bei Ursulas Mutter beantwortete es mit dem gleichen Sinn und mutigen Gottvertrauen. Es hatte seinerzeit der Mutter in der Schmiede versprochen, dann und wann auf einen Sprung zu ihr zu kommen und hatte dies nun über ein Jahr so gehalten. In letzter Zeit fiel ihm jedoch auf, daß während der kurzen Zeit, da es bei der Schmieds-Mutter in der Küche oder in der Stube saß, fast jedesmal ihr Sohn etwas dort oben zu suchen oder zu holen hatte. Bald eine Schere, ein Taschentuch oder seinen Tabakbeutel. Früher war doch Richard nicht so vergeßlich gewesen.

Bei solchen Gelegenheiten war es auch schon vorgekommen, daß die Mutter während dem Gespräch unbeachtet verschwand. Dann sah sich Hedi unvermutet dem rußigen Meistersohn gegenüber. Hedis muntere Worte gerieten ins Stocken, weil es wohl wußte, wie oft Richard nach seiner Rückkehr von den schlagfertigen und eleganten Französinnen geschwärmt hatte.

Einmal fragte Hedi ganz unverblümt: „Du, Richard, warum hast du eigentlich keine von deinen vielgerühmten Freundinnen als Frau heimgebracht?“ Die Augen des jungen Mannes schauten etwas verlegen unter den buschigen Brauen hervor: „Du mußt jetzt auch nicht übertreiben. Freundinnen kann man nicht sagen, mehr so flüchtige Bekanntschaften.“ „Aha, sie sind dir also bald wieder verleidet“, fragte Hedi. Richard schaute zum Fenster hinaus und meinte: „Das ist auch nicht der rechte Ausdruck... verleidet eigentlich nicht. Aber als Frau, weißt du, zum heiraten, da braucht es dann schon etwas mehr als nur ein hübsch bemaltes Köpfli und einen eleganten Schritt.“

„Du sag mal, Richi“, bohrte Hedi weiter, „wenn du das so genau weißt, was braucht es denn zum heiraten?“ „Ja eigentlich“, zögerte der große Mann, „das ist gar nicht so leicht zu sagen. Und überhaupt wollte ich gar nicht heiraten... Erst jetzt, da ich weiß, daß mich ein Ehering vor einem schweren Schaden bewahrt. Erst jetzt habe ich länger darüber nachgedacht.“ „Was ist denn das für ein Schaden?“ „Ja weißt du, das ist ein Geheimnis.“ Hedi sprang von der Bank auf: „Du, bitte, sei nett, sag es mir. Nichts interessiert mich so wie Geheimnisse.“ Richard versammelte alle seine Kummerfalten auf der Stirne und sagte: „Das kann ich keinem Menschen sagen. Seitdem ich das weiß, kann ich nicht mehr schlafen. Tag und Nacht grüble ich darüber nach. Es ist entsetzlich.“ Mit einem Blick in dem Mitleid, Schalk und Neugier geisterten, bettelte Hedi treuherzig: „Aber mir kannst du es doch sagen. Ich bin ja auch noch nicht ein ganz, ganz ausgewachsener Mensch. Und ich möchte es doch so gerne wissen. Sag's doch.“

Ernst und sichtbar schwer bedrückt begann Richard: „Eine alte, weise Frau hat mir prophezeit und diese muß es ganz genau wissen, denn sie ist hexenmäßig gescheit, hat mir vorausgesagt, meine Hand werde verdorren und erstarren...“ Mit einem Schrei unterbrach ihn Hedi: „Huh, huh, was seh ich! Deine Hände sind ja beide schon ganz schwarz! Heiliger Michael, so ein Unglück!“ Mit verzweifelt erhobenen Armen floh Hedi die Türe hinaus und die Stiege hinab. Und er besah sich lachend die beiden von Kohle und Ruß geschwärzten Pratzen.

Auf dem abendlichen Heimweg nach Obrothen überdachte Hedi das Gespräch mit dem jungen Schmied und mußte sich gestehen, daß es dabei etwas geschwindelt hatte. Mit ihren zweiundzwanzig Jahren, war sie doch eigentlich schon ganz erwachsen. Ja, es nisteten sich in ihrem Herzen wehleidige Gedanken ein, ob sie nicht bald schon eine alte Jungfer sei.

Kaum war sie jedoch im Guggi eingekehrt, wurden ihr diese Flausen gründlich ausgetrieben. Im Gang hörte sie des Vaters erboste Stimme: „Und die da, tänzelt wie ein Dämchen in der Gegend herum, wenn es ihr paßt, dann kommt sie zur Arbeit, und wenn sie nicht will, dann haut sie's bergab. Theaterprobe, Kirchensingen, für den Doktor etwas herumspringen und ich muß hier kaputt gehen.“

Die Mutter kam aus der Stube. Winkte ihrer Tochter, sie solle schleunigst verschwinden und ins Bett. Sie flüsterte ihr zu, es sei wieder so ein böser Brief gekommen. Dann huschte sie zurück, zum Vater in die Stube.

Dort war wüste Gewitterstimmung. Der Guggi-Peter saß hinter dem Tisch. Vor sich noch Teller und Geschirr vom Nachtessen. Schwer stützte er beide Ellbogen auf die harte Platte, zerwühlte sich mit den krummen Fingern den Bart, starrte mit stechenden Augen zum Ofen hinüber. So lange schon hatte er seinen Kummer in der Brust vergraben, in sich hinein gewürgt. Jetzt war er mit seinem Schimpfen so weit gekommen, hatte in der Wut zu viel gesagt und mußte nun die ganze Not offenbaren. Ein zweifacher Zorn plagte ihn. Einmal der Unverstand seines Geschäftsagenten, der seine Bürgschaft nicht aufheben konnte und zum andern die Ohnmacht, daß er nicht allein mit allem fertig wurde.

Langsam ging sein Toben in ruhigeres Reden über. Schwer fiel es ihm, seine verfuhrwerkten Finanzen zu erklären. Grausig plagte ihn die so düstere, bedrohte Zukunft. „Wir werden noch versteigert und vom Heimen vertrieben", rief er am Schluß seines Bekenntnisses voll Verzweiflung aus. — In seiner Bedrängnis dachte er nicht daran, daß im oberen Stock sein liebes Hedi, vor dem Bett kniete, die Hände auf der Decke gefaltet und inniglichst alle heiligen Nothelfer anflehte. Dachte nicht daran, daß seine Frau Kummer und Elend mit ihm teilte, froh darüber, endlich die Wahrheit seiner Plagen zu erfahren. Ahnte nicht wie Frauenherzen immer wieder einen Ausweg finden und gerade dann, wenn des Mannes Weisheit zusammenbricht, mit sicherem Griff eine Türe öffnen.

Grausig plagte ihn die düstere, bedrohte Zukunft.

Zuerst begann sie mit ruhigen Worten davon zu reden, wie gut doch der liebe Gott bisher mit ihnen verfahren sei. Alle Kinder seien gesund und auf dem besten Weg tüchtige Menschen zu werden. Nie habe sie bis jetzt eine Seuche, oder die wilde Gewalt von Feuer oder Wasser heimgesucht. Sie beide seien noch in voller Kraft und ehrenhaft geblieben. Auch sie habe einen Brief bekommen mit der letzten Post. „Von deiner Schwester Adelheid, aus der Stadt habe ich Bericht bekommen", sagte die Frau, „wir wollen mit ihr reden. Sie hat dir schon einmal geholfen. Sie will in den nächsten Wochen auf Besuch kommen."

Nachdenklich schaute der Vater über seine verkrampften Fäuste hinweg. Allmählich lockerten sich seine starren Züge. Zögernd begann er dann zu reden: „Meinst du die Adelheid hilft noch einmal? Ich, das sag ich dir, ich kann ihr das nicht auch noch zumuten. Aber ... wenn du mit ihr reden willst ..." Die Mutter fing an das Besteck in die Teller zu legen und abzuräumen und meinte: „Wir wollen jetzt zuerst mal ruhig darüber schlafen. — Schließlich, ob du es machst oder ich, das ist ja nicht so wichtig. Einem von uns wird der liebe Gott schon die rechten Worte eingeben. Wenn's dir lieber ist, du weißt, ich bin immer bereit, alles mit dir zu tragen. Das ist nicht das Schwerste. Jetzt, da du mich ins Vertrauen genommen hast, jetzt ist es nicht mehr so schrecklich."

Die Frauen sind doch eigene und unergründliche Wesen. Peter staunte, wie ruhig sie alles aufgenommen hatte. Ja, sie schien, trotz der niederschmetternden Nachricht, eher heiter und frohmütig zu sein.

Von einer jungen Einsiedlerin.

Der Weg von Portschwand nach Obrothen windet sich eine weite Strecke durch dichten Wald hinauf. Hedi kennt jeden Stein und jeden Baumstamm, der dort am Weg liegt.

In der Nacht leuchtet ihm ein kurzweiliges Laternenlicht und sonst orientiert es sich am schmalen Streifen Himmel, der immer wieder zwischen den Wipfeln sichtbar wird. Wenn aber unvermutet ein Gewitter über den Berggrat herankriecht und den Sommerabend in kurzer Zeit in trübe Finsternis verwandelt. Regen herniederrauscht, der Wind alle Aeste ausschüttelt, dann muß auch das weggewohnte, mutige Mädchen seine Schritte dämpfen und für eine Stunde vielleicht in der Holzerhütte Unterschlupf suchen. Ohne Licht, ohne Mantel, ohne Schirm eilt Hedi eben auf diese Hütte zu, drückt sich erschauernd auf die Bank in die Ecke und lauscht dem Rauschen und dem Rinnen.

Was doch das Wasser nicht alles zu erzählen weiß. Was für Gedanken während solch unvermuteter Wartezeit durch ein junges Köpfchen fahren können. Wie doch das Fliehen eines ängstlichen Wildtiers erschrecken kann und der Sturm, mit seinem Aechzen und Krachen.

Und nun kommen gar noch Schritte. Eilige schwere Männerschritte die Straße hinab, trapp, trapp, und direkt auf die finstere Hütte zu. Eine Traglast wird abgeworfen, ein Tschoppen wird ausgeschüttet, daß es nur so sprüht. Dann wird noch geschimpft, weil die Streichhölzer in den nassen Händen nicht brennen wollen, auf deutsch und französisch geflucht. Ja, meint denn dieser unerzogene Eindringling er sei hier allein, Herr und Meister in der Hütte? So ein Grobian, setzt sich ohne zu grüßen und zu fragen einfach hin, bis die Bank wackelt und zusammenbrechen will. Sieht er denn nicht einmal die weiße Bluse, die hellen Strümpfe? Was sucht er in seinem Sack und wühlt unter Gruchsen und Stöhnen? Hunger oder Durst? „Prost", sagt Hedi tapfer. „Ja, verflucht, ist da ein Mensch? Hab gemeint, das sei die helle Holzwand", sagt der Mann, „ist aber auch malefiz schnell gekommen dieses Wetter. Hat's euch auch erwischt." „Nein, ich wohne hier", sagt Hedi mit verstellter Stimme, „ich habe mich hierher zurückgezogen. Ich bin Einsiedlerin und schreibe ein frommes Buch."

„Potz tausend", da bin ich in guter Gesellschaft! „Ja gewiß, danken sie dem lieben Gott", heuchelte Hedi weiter. Es gelang ihm, indem es in die hohle Hand hinein sprach, den Klang seiner Stimme so zu verändern, daß sie nicht zu kennen war. Aber ein Blitz, der durch alle Spalten und Kläcke hineinzündete, beleuchtete plötzlich das verschmitzte Gesicht des Mädchens und ließ auch den längst erkannten jungen Schmied für kurze Sekunden in seiner ganzen Größe erkenntlich werden. „Jetzt erst recht, danke ich dem lieben Gott", fuhr Richard auf, „dir will ich nun das Einsiedlern schon vertreiben", und rutschte noch näher heran.

Derart in die Enge getrieben, voller Angst das durchnäßte Kleid noch mehr zu zerknittern und zu beschmutzen, befand sich Hedi in arger Bedrängnis. Aber es wehrte sich nicht. Es rief alle vierzehn heiligen Nothelfer um ihren Beistand an und ergab sich wehrlos dieser Uebermacht. Was hätte es auch gegen so kraftvolle Arme und so schlaggewohnte Hände ausrichten können. Sein Verhalten erwies sich sehr bald als klug und vorteilhaft, denn so konnte es erfahren, wie zahm und zärtlich starke Männer mit wehrlosen, verschüchterten Geschöpfen umgehen können.

Das Rauschen des Regens verstummt. Nur schwere Tropfen fallen noch einzeln auf Dach und Stein. In ihr Gespräch vertieft, achten sie es nicht. Hedi erfährt inzwischen, wo er gearbeitet hat und wie lange er in der Wirtschaft zum Steinbock gewartet hat, bis er damit rechnen konnte, ihm auf dem Weg zu begegnen. „Man weiß ja bei dir nie, ob du unten oder oben die Nacht verbringst. Geh ich zum Doktor, um dich zu treffen, dann bist du in Obrothen. Geh ich am Abend auf den Weg, dann schlüpfst du bestimmt eine Viertelstunde später zu meiner Mutter hinein", grollt Richard, „du machst es mir nicht leicht, mit deinem Vagantenleben."

„Soll ich, verehrter Herr", fing Hedi zu necken an, „soll ich dir jeweils meinen wöchentlichen Fahrplan einreichen und gleichzeitig fragen, ob deine Laune diese Woche meiner Gegenwart gelüstig ist?" „Das ist keine Laune", sagt er grob. „Eh pardon", entschuldigt sich Hedi, „hätte ich sagen sollen deine Stimmung?" „Mach mich nicht verrückt", faucht er.

„Siehst du, also doch eine Stimmung", fährt Hedi in lehrhaftem Ton fort, „da weiß

ich nämlich Bescheid. Bei der Martha ist es auch so. Auf einmal hat sie so einen schwankenden Seelenzustand und plötzlich fürchtet sie, sie werde wahnsinnig." „Nein, das ist nicht so, das ist keine Laune und keine Stimmung", sagt Richard ernst, „das ist solid, währschaft, das hält. Das ist ja schon seit dem kaputten Roller so..."

Hedi bleibt in seiner Ecke mäuschenstill und sagt dann mit ernster, mitleidheischender Stimme: „Und unsereins wohnt so nahe und hat keine Ahnung davon. Jetzt bin ich gerade im Begriff mich für mein ganzes Leben zu verpflichten und muß, wenn es fast gar schon zu spät ist, so etwas erfahren." In der nächsten Sekunde und in der darauf folgenden Minute erhält es auf überzeugende und eindrückliche Weise eine Ahnung davon.

Aus dieser Ueberraschung erwacht und wieder mit beiden Füßen auf dem Boden stehend, gewahrt das Mädchen, daß es nicht mehr regnet. Tastend sucht es den Ausgang der Hütte und will fort. Richard hält es noch zurück und frägt: „Was hast du vorhin gesagt, du habest dich festgelegt, für dein ganzes Leben verpflichtet, sag?" Hedi, mit einem vorsichtigen Schritt die Schwelle überschreitend sagt würdevoll: „Zum Einsiedlerleben!"

Mit einem solchen Hang zum Alleinsein, kann Richard natürlich keinesfalls zugeben, daß sein Schatz allein den Weg hinauf geht. Und weil Hedi mehrmals die vierzehn Nothelfer angerufen hat, beginnt es auch wiederum zu regnen. So gehen sie recht ungleich bekleidet den Berg hinan. Hedi in Richis Lederjacke und er in völlig durchnäßtem Hemd.

Mier eis — mier eis —
Foto A. Odermatt

Wenn Straßenlümmel in die rechten Hände kommen.

Auch wenn Annagreth blind und taub gewesen wäre, hätten die Portschwander und alle umliegenden Dörfer von der jungen Liebe der beiden erfahren. Und zwar wegen des Schmieds altem Motorboot. Richard hatte sich nach Feierabend mit der „Seeschwalbe" beschäftigt. Dieser Name war zwar für das ältliche Boot nicht mehr zutreffend, es glitt nicht wie im Fluge über die Wellen und auch nicht lautlos. Aber immerhin, die vielen Arbeitsstunden brachten den Kahn doch soweit in Gang, daß er an einem sonnenklaren Spätnachmittag mit Hedis schönstem Blumenkleid und Richards weißer Mütze ganz hübsch anzusehen war.

Der junge Schmied legte eine weitausholende Kurve vor die Häuser von Portschwand. Hedi übertönte mit seinem hellen Lachen noch das Getöse des Motors und dann fuhren sie frohgestimmt über den See. Auf der andern Uferseite kannte Richard einen Strandweg, der mit Weekendhäuschen eingerahmt, weit zwischen Gärten und Waldungen hindurch führte. Für Autos war nur Zubringerdienst gestattet. Demnach war die Gefahr, überfahren und immer wieder von den Scheinwerfern grell beleuchtet zu werden, glücklich umgangen.

Ein kräftiges Bier und ein süßer Trunk auf halbem Weg verzögerte die Ankunft an dem idealen Strand bis zur Dämmerung. Richard hatte früher einmal dort an einem Landhaus Gitter eingesetzt und wollte Hedi diese Herrlichkeiten zeigen.

Wie zwei Kurgäste, Arm in Arm, schlenderten sie gemütlich in den Abend hinein. Weil es Samstag war, sahen sie in viele erleuchtete Fenster hinein. Hinter hauchdünnen Gardinen Männer und Frauen bei gemütlichem Kartenspiel. In einem andern Haus saß eine Dame unter der Leselampe mit einem Buch im bequemen Stuhl. Richard meinte: „So möchte ich es meiner Frau auch einmal gönnen.“ Hedi aber fand: „Ein solches Leben verdirbt nur die Figur.“ „Aber weißt du, so ein Häuschen wie dieses“, fing er wieder an, „das wäre doch maximal. Etwas größer noch und drei, vier Kinderzimmer im oberen Stock. Hübsch abseits gelegen. Ein Fliederbaum vor dem Fenster, ein Brunnen auf dem Mätteli, Birnen und Aepfel auf den Bäumen...“ „Eine Wiege im Schatten“, fuhr Hedi fort, „ein Bub am Trog. Eine Puppe, ein roter Ball im Gras und schönes Sonntags-Sommerwetter und dazu dieser Blick auf den See. Dein Boot am Steg. Du, das sind Träume. Das ist zuviel.“

Leuchtpilze warfen einen gespenstigen Schein auf Blumen und Rasen. Steinstufen führten zu Tor und Türen empor. Ein Spazierweg, just prächtig hergerichtet für zwei glückliche Leute.

Die hoffnungsvollen Söhne dieser begüterten Familien, standen in einer Gruppe auf dem Weg und wollten das herannahende Paar nicht durchlassen, wichen aber doch im letzten Augenblick aus. „Röhrlihosen-Gemüse“, sagte Richard verächtlich und laut und setzte seinen Weg fort.

Ein Stück weit schlossen sich die Wipfel der Waldbäume über ihnen. Dann traten sie wieder in offenes Gelände mit dem Blick auf den silberig schimmernden See. Das Mädchen ging wortlos neben dem plaudernden Richard her. Glücklich seine Nähe und Kraft zu spüren, trunken vom herrlichen Abend und vom Anblick so vieler kostbarer Wohnlichkeit.

Auf dem Rückweg stießen sie wieder auf die Gruppe eifrig diskutierender Herrensöhnchen. Fast ein Dutzend hatte sich inzwischen zusammengefunden, die nun, im Bewußtsein ihrer Uebermacht keinen Durchlaß gewähren wollten. Richard machte kehrt und spazierte ruhig wieder zurück. Das schien den Jungen, die nach Abenteuer gelüsteten, nicht in den Kram zu passen. Ein Funke sprang an Hedis Kopf vorbei und alsogleich krepierte vor ihnen eine Knallkapsel. Noch zweimal ließ Richi diesen Spaß geschehen. Da er bemerkte, daß sein Mädchen ängstlich wurde, sagte er: „Jetzt gehen wir wieder auf sie zu. Wenn sie uns nicht durchlassen, dann werde ich mit ihnen in meiner eignen Art reden, versuch durchzuschlüpfen und lauf bis zum Boot, sonst geh zurück bis zu diesem Haus und läute, ich kenne diesen Herrn.“ Das Mädchen wollte nicht weiter, flehte und bat. Er aber ging Schritt für Schritt auf sie zu und ließ Hedis Arm nicht ausschlüpfen.

Im schwachen Schein einer Haustürlampe stießen sie zusammen. Richard sagte freundlich: „Wir möchten gern hier weitergehen. Ist es erlaubt?“ In diesem Augenblick zerrten zwei dieser Lümmel das Mädchen von ihm weg. Zwei andere sprangen ihn von hinten an. Richard hörte Hedis Schrei, griff über seine Schulter, packte den einen und warf ihn vor sich auf den Boden. Schüttelte den andern ab. Ergriff den ersten wieder und schwang ihn vor sich her, fegte mit ihm die Straße frei, bis sich die jammernden und blutenden Helden in alle Winkel verkrochen. In drei Sprüngen erreichte er die beiden Mädchenräuber, packte sie bei den kostbaren Frisuren und schlug ihre Köpfe so lange zusammen, bis ihre Knie weich wurden. Dann legte er behutsam seinen kräftigen Arm auf die Schultern Hedis und führte es ruhigen Ganges über den Kampfplatz. Ein Paar Röhrlihosen mit Inhalt lagen noch steif am Boden, ein anderes Paar baumelte von einer Mauer herab. Die erschrockenen Eltern, die in den Schreien die Stimmen ihrer Söhne erkannt hatten, konnten sich nur noch mit den kläglichen Resten ihres Heldentums befassen.

Der überall aufmerksame Blick einer üblen Sensations-Zeitung, drang auch in diesen abgeschiedenen Winkel und servierte in der Montagausgabe seinen Lesern eine verzerrte Darstellung dieser Schlacht unter der Ueberschrift: „Ertappter Strandräuber verletzt friedliche Uferbewohner.“ Und da diese Zeitung mit Vorliebe an der Wahrheit vorbei schreibt, und nicht wohl darstellen mochte, wie neun Angreifer jämmerlich vor einem ein-

zigen Handwerker davonliefen, reduzierte sie die Zahl der Verletzten auf fünf.

Auch in Portschwand lebte ein charakterschwacher Sürmel, der zum Kitzel seines erschlafften Gefühlslebens jeden Tag einen Blick in diese Zeitung warf. Dieser pendelte noch am selben Abend von einer Wirtschaft zur andern und las mit der Stimme einer Trompete diese Meldung, Wort für Wort, den friedlich jassenden Mitbürgern vor.

Dr. Bommer saß mit dem Präsidenten im „grauen Bären". Mit Schmunzeln hörte er die Meldung an und rief über seine Schulter zu den andern Tischen hinüber: „Bravo, eins zu neun für den jungen Schmied. Hoffentlich hat er die Bengel richtig aus den Hosen gezogen."

Bei Braten, Wein und Nidel.

Im Guggi wurden große Vorbereitungen getroffen, die Vorhängli gewaschen, die Fenster geputzt, sogar die Steinplatten vor der Haustüre wurden mit Schrupper und Schaum gereinigt. Alle Schuhe wurden aus dem Gang verbannt. Der Stubenboden mußte glänzen wie zu Weihnachten. Das schönste Geschirr wurde vom Estrich heruntergeholt. Die halbe Nacht kam das Glätteisen nicht zur Ruhe. Die Buben und Mädchen sollten aussehen wie bei der Firmung.

Kurz vor Mittag kam die Tante Adelheid angerauscht, in Seidenkleid und spitzen Schuhen. Von den dampfenden Pfannen sprang Hedi ihr entgegen, zwängte sich zwischen Vater und Mutter und machte seinen Knix. Der Migi und das Vrenili trugen ihr Blumen entgegen. Bekamen eine Tafel Schokolade und ein Päckli. Der älteste Sohn versuchte den zu engen Kragen auszuweiten und riß dabei das oberste Knopfloch seines Hemdes auf.

Dann setzte man sich zu Tisch. Balz, der auf diesen Tag hin extra heimgekommen war, drückte sich noch schnell in die Küche und flüsterte Hedi zu: „Du, ich glaube die hat sich geschminkt und gepudert. Ich glaube, die will aussehen wie fünfundzwanzig. Und hast du gesehen, wie sie daher getrippelt kam, vor jedem Kuhdreck einen Bogen gemacht hat. Wirst sehen, die will uns jetzt Manieren beibringen." „Aber Balz", wies ihn Hedi zurecht, „Tante Adelheid ist immer gut und nett mit uns gewesen. Sie sieht übrigens prächtig aus mit ihren 43 Jahren." „Was, die ist erst 43?" staunte der Bruder. „Eh, das kannst du an den Fingern abzählen. Zwölf Jahre jünger als der Vater. Und jetzt geh und benimm dich flott, du unverbesserlicher Spötter."

Kurz vor Mittag kam Tante Adelheid auf das Haus zu.

Das Tischgebet war schon beinahe zu Ende, da Balz seinen Platz auf der Bank einnahm. Und nun wurde gefragt und geredet, Suppe geschöpft und geschlürft, Braten serviert und gerühmt. — Der Schnittlauch auf den Kartoffeln wurde ganz speziell hervorgehoben. „Ach, wenn wir in der Stadt so herrlichen Bergschnittlauch hätten", lobte die Tante, „dann wären wir überglücklich." Frau Gertrud meinte: „Ja, und wenn wir auftragen könnten, was du, Adelheid, dich gewohnt bist. Und dazu noch so gut gekocht, wie du es verstehst, das wäre ein Fest für uns."

Mit solchen und ähnlichen Reden, mit dem Staunen, wie groß und kräftig die Söhne, wie hübsch das Vrenili und Hedi geworden seien, wahre Prachtsstücke der vielgerühmten Bergjugend; mit solchen Komplimenten und Nettigkeiten wurde reichlich und friedlich geschöpft, gegessen und eingeschenkt.

Das Wangenrot der Tante leuchtete schon durch ihre feine Puderschicht hindurch. Der Vater zeigte zwar keinen rechten Appetit. Unruhig rutschte er immer wieder auf der Bank hin und her. Gab heimlich der Mutter

einen Stupf und blinzelte mit dem Auge „Sag's doch jetzt", flüsterte er ihr zu. Ja, er schlich ihr sogar einmal in die Küche nach und sagte: „Jetzt mußt du dann anfangen. Bevor die Flasche leer ist." Frau Gertrud schickte ihn aufgeregt hinein: „Zuerst müssen doch die Kinder fort sein. Ich kann doch nicht vor den Kindern ... Sei doch vernünftig."

Peter kam zurück und sagte, er habe nur nach dem Barometer gesehen. Mit ihrem schönsten Lächeln trat auch bald darnach die Mutter wieder in die Stube und brachte Lebkuchen und Nidel zum Dessert.

Tante Adelheid erzählte von der Stadt, von dem tollen Verkehr auf der Straße, vom Theater, von der Oper mit den berühmten Sängern. Wie sie immer wieder von ihrer Herrschaft zu Vergnügungen und auf Reisen eingeladen werde. Sie berichtete so kurzweilig, daß die Kinder darob den Lebkuchen vergaßen und sogar Balz vor seinem vollen Teller sitzen blieb. Nur dem Vater gefielen diese Geschichten nicht. Er konnte sich fast gar nicht mehr beherrschen. Ja, er begann in seinem Kopf nach Worten zu suchen, um seiner Schwester endlich seinen Hilferuf selber vorzubringen. Die Summe, die er von ihr erbitten wollte, wurde in seiner Vorstellung immer größer, je mehr ihn das Zögern seiner Frau ärgerte.

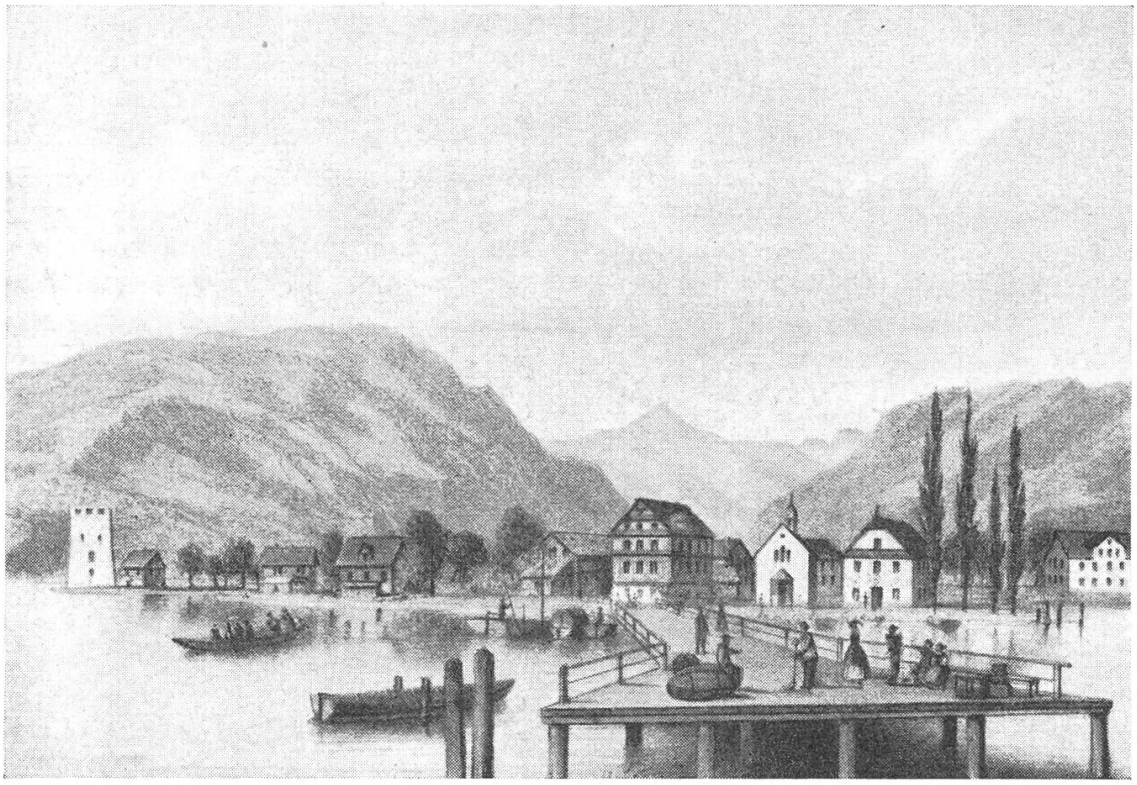
„So, jetzt putzt aus", räsonnierte die Mutter, „ihr müßt in die Christenlehre." Blitzschnell griff Vrenili nochmals zum Löffel und platschte sich einen hübschen Berg Nidel auf den Teller. „Was, ihr müßt schon gehen", entrüstete sich die Tante, „nein, wie spät ist es schon. Nein die Kleinen müssen meine große Neuigkeit auch hören, derenthalber ich heute extra hergekommen bin." Sie sagte das so feierlich, daß rings um den Tisch ein Staunen und Fragen begann. Zuerst aber mußte Adelheid noch die Neugierde auskosten und umständlich sich zieren bis sie endlich den Stuhl etwas zurückschob, die Hände in den Schoß legte, zurücklehnte und mit feierlicher Miene begann: „Ich werde noch diesen Herbst mit einem feinen, guten, gebildeten Herrn aus sehr gutem Hause eine Ehe eingehen."

Wenn ein Blitz aus dem wolkenlosen Himmel zwischen die Köpfe herniedergefahren wäre, Schüssel und Flasche, Teller und Platten in tausend Stücke geschlagen hätte, der Schrecken und die Verblüffung auf den Gesichtern hätte nicht deutlicher sein können. Dem Vater fiel die Pfeife aus dem Munde in den Nidelteller hinein. Die Mutter griff sich an Herz und Hals. Hedi wäre beinahe vom Stuhl gefallen. Walter erholte sich zuerst. Er kam langsam mit seiner breiten Hand über den Tisch und sagte: „Da gratuliere ich aber, Tante."

Auf dieses Stichwort hin, versuchte auch Hedi sich zu fassen, erwachte langsam, auch die Mutter aus ihrer Lähmung, konnte Balz endlich sein mühsam unterdrücktes Lachen herauslassen. Nur der Vater blieb wie erstarrt bockstill. Der kleine Migi sprang von seinem Sitz und zur Tante hinüber und stammelte seine Glückwünsche und während sie lieb und vertraulich mit ihm sprach, konnten sich die andern soweit erholen und aufraffen, auch ihre Gratulation vorzubringen. Die Mutter sprach von Ueberraschung und sie solle verzeihen, war verlegen und suchte schöne Worte.

Die Tante lächelte gütig. Mit sichtlichem Vergnügen genoß sie diese überaus komische Situation. Sie hatte sich wohl keinen Illusionen hingegeben und war sich vollauf bewußt, wie schmerzlich für diese Leute das unvermutete Davonfliegen ihrer Erbtante sein mußte. Um so mehr, da sie noch eine Mitteilung vorbringen wollte, die bedeutend unangenehmer sein mußte. Mit dieser jedoch wartete sie, bis sie mit Bruder und Schwägerin allein war.

Im Anblick der leeren Teller und Gläser und dem finsteren Angesicht ihres Bruders, sagte sie: „Und du Peter, gratulierst du mir nicht?" Der geknickte Mann schaute erschrokken auf und stotterte: „Ja, natürlich. Habe ich noch nicht gratuliert. Eh nun, habe ich wohl vor lauter Freude darauf vergessen. Er löste den Griff in seinem Bart und bot ihr seine rauhe Hand: „Es soll gelten, Adelheid, viel Glück." Aber das Blut war noch nicht wieder in seine bleichen Züge zurückgekehrt. Daraufhin begann Tante Adelheid in gemütlichem Plauderton zu berichten. Was für ein prächtiger Mensch ihr Bräutigam sei. Wie er eben im Begriff stehe sein Unternehmen



Stansstad mit Schifflände, Schnitzturm und alter Kapelle

zu erweitern, wie sie ihm dazu ihr Geld zur Verfügung gestellt habe. Auch die Hinterlagen vom Städeli und die Hypotheken habe sie ihm gegeben. Und bemerkte dann so nebenbei, es könnte vielleicht der Fall eintreten, daß sich eine Bank in Zürich melde und Rückzahlung verlange. Sie glaube zwar kaum, wolle es aber doch früh genug zur Kenntnis bringen, damit sich diese Sache in Minne ordnen lasse.

Peter fühlte, wie der Boden unter ihm ins Wanken kam. Er hielt sich am Tisch fest, als ob auch noch der Sitz unter ihm zusammenbrechen würde. Frau Gertrud rang nach Luft, ging in die Kammer und suchte nach den Herztropfen, während die Tante die Güte und die feinen Lebensarten ihres so sehr geliebten Ottokar in den prächtigsten Farben schilderte.

Nach langer Zeit und mit rauher, halb erwürgter Stimme brachte Peter endlich die Worte hervor: „Aber du hast mir doch seinerzeit schriftlich und mit Datum versichert, daß die Hinterlagen und Gülten nie in andere Hände kommen werden. Hast mir das in mein Notizbüchlein mit Tinte hineingeschrieben.“ Erstaunt sagte Adelheid: „Davon weiß ich tatsächlich nichts mehr. Das ist mir vollständig neu. Daran kann ich mich mit dem besten Willen nicht erinnern. Du mußt entschuldigen, aber es ist jetzt schon so. Und überhaupt, zeig mir einmal dieses Schriftstück.“

Daraufhin blieb Peter stumm.

Was mit bitteren Tränen beginnt ...

Im Haus Ruchenstein war anderntags das Wartzimmer bis gegen Abend ununterbrochen besetzt gewesen. Dr. Bommer war müde und eben im Begriff seinen weißen Mantel auszuziehen, nachdem der letzte Patient gegangen war. Da schlüpfte Hedi ins Sprechzimmer hinein. „Herr Doktor“, sagte es mit weinerlicher Stimme, „darf ich auch noch kommen, als Patient!“ Erstaunt blickte der Arzt auf das Mädchen und zog die weißen Aermel wieder hinauf: „Was fehlt dir?“ Hedi begann zu heulen, vergrub das Gesicht in seine Hände und konnte kein Wort hervorbringen. Der erfahrene Mann, an solchen Anblick gewohnt, wartete geduldig. Wie er aber sah, daß sich Hedi auf den „Marterstuhl“ setzte, nicht aufzuschauen wagte, vom Weinen geschüttelt wurde, frug er mit tiefer

Besorgnis: „Sag doch, liebes Kind, was ist dir geschehen?“ Aus dem durchnäßten und zerknüllten Nastüchlein hörte er zwischen Schluchzen und Seufzen: „Ich habe... ich bin...“

Dr. Bommer trat zum Glastisch hinüber und begann die gebrauchten Instrumente zu ordnen. Dann kam er zurück, legte die Hand auf die zitternde Schulter und fragte: „Kannst du's jetzt sagen? — Ist das so schlimm?“ Er ließ ihm Zeit und fragte wieder: „Ist das so schwer?“

Das arme Mädchen nahm seine ganze Kraft zusammen, schaute mit tränenverschmiertem Gesicht zu ihm auf und sagte: „Herr Doktor, es ist furchtbar. Ich... ich muß mehr verdienen, hat der Vater gesagt, ich muß fort.“ Und wieder übermannte ein Weinkrampf das Kind.

Nach einem tiefen Atemzug und sichtbar erleichtert, sagte der Arzt: „Ja, das ist doch kein Unglück. Jetzt setz dich her, mach deine Augen und deine Ohren auf und erzähl einmal was los ist.“ Nach und nach immer ruhiger werdend und in aller Offenheit erzählte Hedi von Vaters Not, wie er strickte allen befohlen habe dringend Geld zu beschaffen und jeden verdienten Rappen sofort heimzusenden. Es müsse in eine gut bezahlte Stelle in die Stadt und zwar sofort.

Mit langsamem Schritt und vergnüglichem Brummen ging der Doktor zu seinem Schrank hinüber, nahm eine Cigarre aus dem Kistchen, zündete sie umständlich an, setzte sich halbwegs auf den Operationstisch, ließ ein Bein gemütlich baumeln und sagte: So viel wie in der Stadt, kannst du hier auch verdienen, wenn du hier bleibst, Tag und Nacht und die ganze Arbeit übernimmst. Das ewige Hin und Her hat mir schon lange nicht mehr gefallen. Ich hab's auch nur aus Rücksicht auf die alte Lisbeth bis jetzt zugelassen. Schau Hedi, dein Vater kann verlangen so viel er will, ich kann dich jetzt nicht entbehren. Das kannst du ihm ausrichten. Und zwar aus zwei Gründen. Einmal finde ich keinen Menschen, der mir die Lisbeth bei guter Laune erhält, ihr den Glauben läßt, sie sei weiterhin unentbehrlich und alle Arbeit für sie tut. Lisbeth ist eine treue Seele, hat mir und meiner Familie in schweren Zeiten große Dienste geleistet, sie soll einen schönen Lebensabend haben. Und dann ist noch der zweite Grund, meine Martha... Sie ist auf dem besten Weg, wieder Boden, guten gesunden Boden unter die Füße zu bekommen. Das geht mir über alles.“

Mit wachsendem Staunen hatte das Mädchen zugehört, die Tränen kamen zum Stillstand, die Augen wurden wieder groß und von leuchtendem Glanz: „Ich hab sie doch so lieb, die Martha“, sagte es voll Wärme.

„Ja, das ist es“, sagte der Arzt ernst, „die Liebe heilt, die Liebe überwindet und überdauert alles. Ueber dem Werden und Vergehen lebt die Liebe weiter und rettet die Welt. Nur die Liebe allein kann in der heutigen Welt, die nach Besitz und Macht sich verzehrt, nur die Liebe kann in eine bessere Zeit hinein führen. Ich weiß, du hast diese Art Liebe. Darum will ich das so ordnen, daß du hier bleibst. Sag deinem Vater, er soll kommen und mit mir reden.“ Hedi sprang auf, ergriff mit beiden Händen seinen Arm und fragte: „Darf ich dableiben, darf ich?“

„Ja, ich will alles so mit ihm bereden. Sei jetzt ruhig und bleib da.“

Ein Wölklein Rauch von seiner Cigarre stieg duftig und leicht zur Decke hinauf, während das Mädchen mit vielem Danken zur Türe schritt und voll von Freude an die Arbeit ging.

In der Stube über der alten Schmiede saß Richard vor Werkzeichnungen, die er über den ganzen Tisch ausgebreitet hatte. Daneben las der Vater in der Zeitung, die ihren Schatten auf des Sohnes Arbeit warf. Aber der Junge reklamierte nicht. Im hohen Lehnstuhl hatte sich die Mutter mit einem Flickstrumpf niedergelassen. Ein Bild trauter Gemeinschaft.

Die Stimmung war jedoch nicht so einträchtig, wie es dieser Anblick vermuten ließ. Richard verbarg im eifrigen Zeichnen seine Verlegenheit. Der alte Schmied suchte nach Worten um das abgerissene Gespräch fortzusetzen und die Mutter betete beklommen in das Loch im Strumpf hinein. Der Inhalt des sensationellen Artikels hatte inzwischen auch in der Schmiede Eingang gefunden.

„Wenn du meinst, du könnest mir mit französischen Manieren Freude machen“, be-

gann der Vater wieder, „dann bist du falsch gewickelt.“ Ohne den Kopf zu heben, sagte der Sohn: „Was meinst du mit französischen Manieren? Ich habe die Burschen auf gut urschweizerische Art verhauen.“ „Ja, das ist schon richtig. Das hat mir auch gefallen“, gab der alte Schmied zur Antwort, „aber ich meine das mit dem Mädchen. Sich ein wenig anheimeln, mit ihr herumstreichen, herumspielen, schöne Augen machen, Herz brechen, Hoffnung machen, ohne allen Ernst. Wenn das so weiter geht, dann mußt du damit rechnen, daß mir einmal eine Faust oder ein Stück heißes Eisen ausrutscht.“ Vom Polsterstuhl her kam eine besorgte Stimme: „Wie redest du auch, Vater.“

Nach längerem Schweigen sprach der tief über die Zeichnung gebeugte Sohn: „Wer sagt dir, es sei kein Ernst dabei?“ Nun senkte sich die Zeitung und über ihren Rand stachen zwei scharfe Blicke in den Haarschopf des Zeichners: „Was willst du, willst du auch mir noch etwas vormachen.“

„Reg dich doch nicht auf Vater“, versuchte die Stimme aus dem Halbdunkel zu beschwichtigen. „Vormachen?“ wiederholte Richard leichthin. Dann richtete er sich zu seiner ganzen Größe auf, wischte mit der Hand sorgfältig die kleinen Reste des Radiergummis von seinen Plänen und sagte fest: „Nein, nicht vormachen. Beweisen will ich dir. Hierher bringen will ich dir das Mädchen. Kannst sie hier in der Stube selber fragen, was wir miteinander besprochen haben. Oder glaubst du mir erst, wenn wir in der Kirche verkündet werden? Glaubst du mir dann, daß es mir ernst ist?“

„Aber so redet man doch nicht mit dem Vater, Richard“, tönte es wieder aus der Ecke. „Wohl, wohl, das ist eine Red! Das ist eine Sprache“, entrüstete sich der Vater. Und in seiner gutmütigen Art fuhr er fort: „Soll nur so reden. Hat recht. Zu einem harten Ambos paßt ein harter Schlag. Also heiraten willst du, das Hedi, heiraten? Also das muß ich dir zugeben, du hast keinen schlechten Geschmack.“

Die Mutter betete beklommen in das Loch im Strumpf hinein.

In der selben Sekunde springt die Mutter von ihrem Sitz hoch, eilt zum Tisch stützt beide Hände auf die Pläne und frägt: „Ist das wahr? Ist das menschenmöglich? Jetzt wird mir doch direkt übel... vor lauter Freude. Der Ursula liebste Freundin, soll deine Frau, meine Tochter werden. Jetzt hat doch der Himmel Erbarmen mit mir, mit uns“, und schon füllen sich ihre Augen mit Tränen. —

Glückliche, selige Tränen! Und doch muß sie wieder und noch einmal fragen.

Die Zeitung fliegt auf den Boden, die harte Faust des alten Schmied haut auf den Tisch: „Ja Donnerwetter, wie kommst du dazu? Du bist kaum ein paar Monate hier. Du kennst dieses Mädchen erst ein paar Wochen?“ Richard stopft sich gemütlich eine Pfeife, setzt sich auf die Kante des Tisches, schwenkt das eine Bein hin und her und sagt indem er dem Vater auf die Schulter klopft: „Bald ein Jahr, Vater, ein ganzes Jahr bin ich da, falls du das nicht wissen solltest. Und meine Augen habe ich gleich am Anfang offen gehalten. Ich habe viel gesehen in der Fremde und in Frankreich. Und das sag ich euch. So ein Mädchen, so ein gutes, liebes, kluges Ding, das gibt's nicht zweimal. Wer da nicht zugreift, der hat's verpaßt, für immer. Das ist meine Meinung und darum ist mir so ernst.“

Die Mutter weiß sich nicht zu helfen. Sie eilt in die Küche. Sie rennt in den Keller. Sie bringt Gläser und Wein. Macht nichts, wenn sie ihn schon auf die Pläne verschüttet. Dieweil betrachtet der alte Schmied mit Staunen und Stolz seinen einzigen Sohn und frägt: „Ja sag mir jetzt noch, wann habt ihr denn das zusammen ausgemacht?“

Mit Vergnügen gibt Richard auch hierüber gerne Auskunft: „Ihr meint vielleicht dort drüben, bei den hübschen Strandhäuschen, oder auf der Bootsfahrt. Nein, erst nachher, am andern Tag, drüben beim Doktor. Er mußte mir den Schranz am Knie zusammennähen. Da hatte ich schön Zeit mit dem Doktor einiges zu bereden. Hedi hat dann nachher beim Verbinden geholfen. Der Doktor mußte fort und ich noch etwas liegen bleiben. Fast gar eine halbe Stunde. War niemand im Haus, als die schwerhörige Lisbeth. War nett, so mit den blutigen Instrumenten ringsum und dem Schmerz im Knie. Wahrscheinlich hat das Hedi vor lauter Erbarmen ja gesagt. Vielleicht war ich auch ein wenig bleich. Hat mir darum die Backen massiert, mit seiner feinen Haut. Wie der Doktor von seinem Krankenbesuch zurück gekommen ist und uns beide noch in seinem Sprechzimmer beisammen gefunden hat, wollte er mir Fieber messen, wegen dem roten Kopf. Hat dann aber einen Kräuterschnaps eingeschenkt, zur Beruhigung des Herzschlags. War nicht nötig, aber nett. Ein Prachtskerl, der Doktor!“ „Ich habe gemeint das Hedi“, fällt die Mutter ein. Und er, wichtig und stolz: „Auch ein Prachtskerl!“

Richard rutscht von seinem Sitz herab, legt dem Vater und Mutter einen Arm auf die Schultern und sagt: „Ja, meine Lieben. Wir drei, wir werden noch köstliche Wunder erleben, mit diesem Prachtskerl, das kann ich euch prophezeien!“

Sie lassen ihn beide reden, in seiner Freude sein Glück verkünden und hören ihm gerne zu. Weil es aber doch fast überall so ist, muß die Frau noch das letzte Wort hinzufügen und sie sagt: „Siehst du jetzt Vater, wie recht ich gehabt habe. Ich habe immer gesagt wir müssen Ursulas Aussteuer behalten. Und ich sage dir, mein Sohn. Ich habe die Kissen und Decken und Möbel gepflegt und immer wieder ausgepackt und nachgesehen. Sie sind noch so, als ob sie Ursula erst gestern aus der Hand gegeben hätte.

Hier wird ausgeräumt.

Am Sonntag geht ein Mann die Straße von Portschwand nach Obrothen hinauf. Er nimmt im Wald die Abkürzung und steigt rasch und mit federndem Schritt hinan. Trotz dem rauhen Weg und dem stotzigen Anstieg pfeift er vergnügt ein lustiges Lied und summt dazwischen eine Strophe. Der Boden ist trocken, die Luft kalt. Ueber den Baumkronen kreisen Habicht und Häher. Ueber ihnen wölbt sich ein Himmel in unergründlichem Blau von weißen gemütlichen Wolken gesäumt. Ein strahlender Tag, wie nur der Herbst ihn so schön zaubern kann.

Der junge Mann ist so froh gestimmt wie das Wetter. Hinter der Brücke über den Bach zweigt er nach rechts ab. Steckt sich im Gehen eine Pfeife in Brand und wandert auf das freundliche Haus in der grünen Matte zu, das von der Sonne dunkel gebrannt ist und aus dessen Kamin ein gemütliches Räuchlein aufsteigt. Hübsch liegt es da, das Guggi, eingebettet in die Rundung der Bodenwelle, der Sonne zugewendet, das Haus meiner Schwiegereltern, denkt der jun-

ge Schmied. Umständlich wischt er im Gras den Staub von den Schuhen, schielt zu allen Fenstern hin, ob sich ein Gesicht sehen läßt, geht auf die Haustüre zu und tritt ein. „Einen schönen guten Tag", ruft er in den Gang. Keinen Laut, keinen Schritt kann er vernehmen. Er klopft an die Stubentüre. Niemand meldet sich. Er drückt auf die Türfalle, öffnet und schaut hinein, sieht den breiten Schragentisch in der Ecke, das Kruzifix dahinter, mit Palmen geschmückt, den grünen alten Ofen, den Sonnenstrahl, der die hellen Felder und dunkeln Riemen des Boden bescheint. Alles ist aufgeräumt. Die Statue der Muttergottes auf der Kommode hat einen hübschen Blumenstrauß neben sich. „He, guten Tag", ruft er noch einmal. Kein Laut gibt ihm Bescheid. Langsam zieht er die Türe wieder zu, geht vor das Haus und schaut sich um.

Im Stall liegen Kühe und baumeln einige Schwänze. Richard geht gegen das Städeli hinauf. Irgendwo muß doch ein menschliches Wesen zu finden sein. Eine solche Familie kann doch nicht vom Boden verschluckt werden.

Auch das Städeli-Haus steht hübsch am Hang. Wohl fehlen da und dort Schindeln auf dem Klebdächli und an der Wetterseite. Die Laube am Obergeschoß hängt schief. Und am Geländer der Stiege sind Sprossen ausgebrochen. Ist aber ein währschaftes Haus und auch der alte Stall hat sich gut gehalten.

Der junge Mann sieht auch da keinen Kopf am Fenster und findet nirgends einen Menschen. Die Haustüre ist offen. Er geht hinein und ruft. Irgendwo hört er ein Geräusch. Er geht ihm nach und kommt in den Keller hinab. Dort sieht er den Peter, in verschmutzten Sonntagskleidern, sieht wie er alten Plunder aus einer Ecke räumt, Bretter, Balkenteile, Körbe, Brennholz. „Guten Tag Peter", ruft Richard, „ich suche euch in der ganzen weiten Landschaft. Endlich finde ich euch hier, guten Tag." Der bärtige Mann schaut nicht eben freundlich auf und dann an seinen verschmutzten Kleidern hinunter und sagt: „Sind alle fort. Habe sie fortgeschickt. Kann niemand brauchen bei dieser Arbeit, die doch nichts nützt."

„Schade um den schönen Tag hier im Dunkeln sich zu verkriechen", meint der junge

Das Feldschießen, der größte Sportanlaß der Schweiz
Foto Arnold Odermatt

Mann. Mit einem Seufzer sagt Peter: „Kann mir nicht mehr leisten zu spazieren.“ „Kann ich euch ein wenig helfen“, frägt Richard, „ich möchte dann nachher noch etwas mit euch reden.“ „Siehst doch, daß ich keine Zeit habe“, gibt Peter barsch zurück und verkriecht sich schon wieder hinter den Haufen. So schnell jedoch gibt der Junge nicht nach. Er setzt sich auf eine Kiste und fängt an von der Jagd zu reden. Im enneren Tal sei seit Tagen ein Jäger nicht heimgekommen. Man wolle ihn nun auch auf dieser Bergseite suchen.

So ungefähr nach einer halben Stunde steigen sie doch zusammen die Stiege hinauf. Nach langem Putzen und Bürsten sitzen sie in der Stube. Richard hält ihm den Tabakbeutel hin und frägt nach den Kindern. „Sind alle fort. Sind auf Wallfahrt, wir haben's nötig. Und jetzt ist schon bald Melkenszeit“, sagt der Guggi-Bauer und will aufstehen. Richard aber bittet ihn noch ein paar Minuten zu bleiben, er habe ihm eine Neuigkeit zu berichten.

Peter schaut mißtrauisch zu dem jungen Schmied hinüber, stochert dann wieder eifrig in seiner Pfeife herum, die einfach nicht recht Luft bekommen will und sagt halb verdrückt: „Wird mir schon eine Neuigkeit sein, wenn sie schon in der Zeitung gestanden ist. Das sag ich dir frei heraus, wenn's wegen dem Hedi ist, wegen Bootsfahrten und Arm in Arm herumflanieren. Damit ist jetzt Schluß. Das Hedi muß jetzt fort. Weit fort in eine fremde Stadt. Noch diese Woche. Morgen geh ich zum Doktor und nehm's mit.

Wie er sieht, daß der Junge ganz verdattert hinter dem Tisch sitzt und seinen Mund nicht aufbringt, fährt er fort: „Hast du jetzt das begriffen? Alle müssen hier fort, der Walti, der Balz, s'Vreni, und zuletzt noch ich mit der Frau und dem Kleinen. Hier wird ausgeräumt, alles wird verkauft, Kind und Kegel, Haus und Gaden. Hast du jetzt verstanden?“

Richard läßt diesen Sturzbach über sich herkommen und sagt beherrscht: „Ja, aber das verstehe ich jetzt nicht.“ „Ich auch nicht“, fällt ihm Peter ins Wort, „ich habe das auch lange nicht verstehen wollen, nicht begreifen können, zu lange. Aber jetzt ist Schluß und aus.“ Der junge Schmied steht auf und vor den vergrämten Mann hin und sagt: „Ich will ja euer Meitschi zur Frau. Ich will euch fragen, ob ihr mir dazu den Segen geben wollt.“ Mit verbissenen Lippen schüttelt Peter den Kopf: „Segen, einen schönen Segen kann ich dir geben. Lies das nächste Amtsblatt, dann kannst du deinen Segen dort herauslesen. Ich habe nichts gegen dich. Wegen der Meldung in der Zeitung habe ich nur gelacht. Aber jetzt, in der Schande, geb ich mein Kind nicht her, verstanden. Vielleicht in ein paar Jahren, wer weiß. Und jetzt kein Wort mehr, sonst sag ich zuviel“, springt auf, aus dem Haus und den Rain hinab.

Richard schaut ihm vom Fenster aus zu. Sein Frohmut ist verflogen und auch am Himmel ziehen böse Wolken auf.

Wie sie in der Wirtschaft sitzen und in der Stube knien.

An einem trüben, kalten Novembertag ist die große Wirtsstube im Gasthaus „zum grauen Bären“ voller Leute. Vom Berg her sind sie gekommen, mit dem Schiff und mit Wagen. Neugierige, Fremde und Eingesessene sitzen bei einem Glas Wein, Most oder Bier. Reden halblaut mit einander, schauen gespannt auf, wenn wieder die Türe aufgeht und jemand eintritt. Alle warten auf den Glockenschlag, der den Beginn der Steigerung anzeigen soll.

Der von der Gemeinde beauftragte Beamte, ein magerer, spitznasiger Mann mit einer dicken, goldenen Uhrkette, ordnet nervös auf dem Tisch Akten und Papiere. Schon ziehen die Wolken von den Brissagos, Stumpen und Pfeifen über die Köpfe hin. Der Oberboden-Melk sagt zu seinem Tischnachbar: „Der Peter liegt im Guggi im Bett, hat sich mit der Axt auf den Knoden geschlagen, Knochen, Strumpf und Schuh kaputt. Hat auch nicht ein lindes Liegen jetzt.“ „Hab davon gehört“, meint der andere, „hätte er die Axt seinem neuen Schwager auf den Schädel gepfeffert, rechtzeitig!“

Vom Kirchturm her hallen drei wuchtige Glockenschläge. Das Raunen und Reden verstummt. Der Beamte gibt das Zeichen zum Beginn und fängt an zu verlesen. An den

Meistbietenden wird heute endgültig und gesamthaft versteigert, das Gut Guggi auf Obrothen und das nachbarliche Heimen Städeli. Es folgt die Aufzählung, was alles dazugehört.

Noch einmal geht die Türe auf. Ein Bub kommt herein, der kleine Migi und hinter ihm, auf des Buben Schulter und einen schweren Stock gestützt der Guggi-Peter. Migi zieht, verlegen im Kreuzfeuer aller Blicke, einen Stuhl bis an die Tischecke und hilft seinem Vater. Kein Laut ist zu hören. Nur das Stöhnen Peters, der sich mühsam niederläßt und seine Worte, mit denen er den kleinen Migi zurückhält, der schleunigst davon laufen will: „Bleib, Bub! Komm setz dich zu mir. Du sollst es jetzt miterleben, was bürgen und vertrauen heißt."

Die unterbrochene Bekanntgabe wird vom Beamten fortgesetzt. Die Schulden, Lasten und Servitute werden verlesen. Peter sagt nach jeder Zahl und Angabe: „Stimmt."

Lautlos werden die Steigerungsbedingungen angehört. Als bare Zahlung wird 10000.— Fr. verlangt und der Rest innert Monatsfrist. Die beiden Herren, die als Vertreter der Banken gekommen sind, wühlen in ihren Mappen und Schriften. Ohne ein Glas vor sich, ohne den Blick abzuwenden, bleich und starr sitzt Peter neben seinem Bub. Er zuckt nicht mit einer Wimper, während das erste Angebot gerufen wird. Er schaut nicht hinüber. Er kennt die Stimme des Oberboden-Melk, weiß, daß er schon längst auf sein Heimen spekuliert hat. Die Gebote steigen. Zuerst folgen sie sich rasch, von 90000.— an zögernder.

Der Seewind kommt auf, rüttelt an den Läden, rauscht und saust in der Gasse. Nun fangen die Bankherren an zu bieten, steigen rasch weit über 100000.— hinaus. Ein bekannter Stadtherr mischt sich ein. Der Melk vom Oberboden wartet jedesmal bis der dritte Zuschlag naherückt, dann erhöht er die Summe wieder um 500.—.

Noch einmal geht die Türe auf; ein Bub kommt herein und der Guggi-Peter.

Die Kellnerin schenkt tüchtig ein. Will auch dem Peter einen Trunk vorsetzen. Mit einer kurzen Handbewegung winkt er ab und starrt immerfort auf den Beamten. Bei 135000.— verstummen die Vertreter der beiden Banken. Der Stadtherr bietet mehr. Der Oberboden-Melk steigt ihm immer wieder voraus. Schon zweimal hat er erst im letzten Augenblick noch das Angebot an sich gerissen. Die Spannung wird unerträglich. Husten und Scharren übertönen die Rufe.

Beinahe hätte der Melk den Zuschlag erhalten, da ruft der junge Schmied: „Noch 500.—!“

Alle schauen auf. Was will ein Schmied mit zwei Bergheimen anfangen? Aber er erhebt seine Stimme noch einmal und verlangt einen Unterbruch, damit man sich unter einander bereden könne. Der Bodenmatt-Bauer reklamiert und ruft: „Fortfahren!“ Der Beamte schaut in die Runde, sieht das Einverständnis bei der Mehrheit und erklärt, die Steigerung werde für eine halbe Stunde unterbrochen. Schimpfen und Räsonnieren geht langsam in eifriges Reden über. Peter sitzt mit seinem Bub mitten in den Leuten allein. Niemand wagt ihn anzureden.

Wenn die Bauern, die mit undurchsichtigen Gesichtern, nüchtern und kühl an den Tischen sitzen, nun hätten einen Blick werfen können ins Guggi in die Stube hinein. Ihre Herzen wären mitfühlender geworden und ihre Gedanken weniger hart. Dort kniet Frau Gertrud vor dem Marienbild, die Hände gefaltet, die Wangen benetzt, fleht und betet. Beim Ofen sitzt der starrköpfige Balz, die Ellbogen auf den Knien, den Kopf tief gebeugt. Hinter dem Tisch, schwer aufgestützt, kauert Walter, den Rosenkranz in den Händen. Er, der einen Baumstamm ohne viel Mühe aufhebt, ihm fallen die Tropfen von den Augen auf die Tischplatte und er wischt sie nicht weg. „Muttergottes“, bittet die Mutter, „sei uns armen Sündern gnädig! Laß uns den Heimatboden, dieses liebe Land. Schütze uns, damit wir unter diesem Dach bleiben können.“ Und wieder wechseln die Geheimnisse des schmerzhaften Rosenkranzes in ihren angstdurchzitterten Stimmen. Immer noch hoffen sie. Immer noch ist das Vertrauen auf ein Wunder lebendig. Darum haben sie auch das Vrenili den Berg hinab geschickt, daß es von dort sofort melden kann, sobald sie errettet sind.

Vrenili steht zitternd vor Kälte und Aufregung im Gang vor der Gaststube, lauscht gespannt auf jedes Wort, das aus dem Gemurmel hervortritt. Bald ist die halbe Stunde verstrichen. Bald wird der Oberboden-Melk wieder bieten, der böse Nachbar, der nie einen Gruß erwidert und schon so oft an seinen Züpfen gerissen hat.

Aber was ist denn das, Vrenili hört Schritte auf der Steinstiege. Eilige Männerschritte. Die schwere Türe schwingt auf. Der Doktor kommt herein, geht in die Gaststube und dann wird plötzlich alles still.

„Guten Tag miteinand“, sagt der Doktor laut und freundlich, setzt sich nahe bei der Türe und frägt die Leute um den Tisch, was bis jetzt geboten worden sei. Er nickt und wiegt nachdenklich seinen Kopf, nimmt einen Zettel aus der Tasche, notiert sich die Zahl, rechnet und wartet, bis die angesetzte Frist abgelaufen ist.

Mit fester Stimme macht er das erste Angebot. „Das ist gegen das Landwirtschaftsgesetz“, ruft der Oberboden-Melk. Der Beamte gibt ihm Bescheid, daß solche Bedenken die Steigerung nicht beeinflussen können. Die Angebote steigen nur langsam. Der Herr aus der Stadt, der bisher zäh festgehalten hat, verstummt. Noch einmal ruft der Melk, noch einmal überbietet ihn der Arzt mit 1000.— Fr. Dann ruft der Beamte: „Zum ersten, zum zweiten, ... 156000.— zum ... zum ... zum dritten Mal. Der Zuschlag ist erfolgt. Herr Dr. Bommer!“

Die Spannung löst sich. Da und dort hört man laute Stimmen. Sie versinken im Reden und Poltern. Die Hände greifen nach den Gläsern. Migi weiß nicht was er jetzt machen soll. Er will den Vater fragen. Der aber schaut unverwandt und stieren Blickes zum Kreuz an der Wand hinauf. Nur seine Faust, die auf der Tischkante liegt, zittert.

Gelassen steht der Doktor von seinem Stuhl auf, geht zwischen den Stuhlreihen hindurch bis an den Tisch des Beamten, nimmt ein Bündel Banknoten aus seiner Tasche und zählt davon zehn dem Beamten in die Hand. Er wartet, bis die Quittung geschrieben ist, dann geht er zurück zum Peter und sagt so laut, daß es alle hören können: „Peter, du willst doch mit aller Gewalt dein Gangwerk ruinieren. Ich habe dir strickte befohlen im Bett zu bleiben. Willst du deiner Lebtag lahm gehen? Komm sofort zu mir. Komm, ich will dir helfen.“ Nimmt seinen Arm über die Schultern, hebt ihn auf: „Du darfst mir nicht einen einzigen Tritt auf diesen Fuß stehen. Verstanden!“ So gehen die beiden aus der rauchigen Wirtsstube

und aus den staunenden Blicken fort und der Migi trippelt hintenher.

Schritt für Schritt kommen sie auf das Haus Ruchenstein zu, Tritt für Tritt die Stiege hinauf und in das Sprechzimmer hinein. Dort hilft Hedi dem Vater auf den Schragen und aus dem Finken, und lacht ihm mit strahlenden Augen in das schmerzverzerrte Gesicht hinein.

„Und jetzt? frägt Peter voller Angst. „Jetzt werde ich dir zuerst einmal die verdiente Strafe aufbrummen, weil du nicht liegen geblieben bist.“ Geschickt wickelt er den Verband auf. — „Ja, aber was wird jetzt mit meinem Heimen?“ „Siehst du“, sagt der Arzt, „alles entzündet, der ganze Fuß feuerrot. Du bist ein ausgewachsener Hornochs, Peter!“ Der bärtige Mann liegt gottergeben da, läßt sich quälen und plagen und wartet nur auf den Augenblick, da er wieder fragen kann: „Und was geschieht mit dem Guggi?“ „Das kommt nachher“, sagt der Arzt entschieden. — Zuerst wirst du nun in mein Auto geladen und heimgeführt. — Hedi, bring eine kleine Herzstärkung!“ Tatsächlich, die junge Hand, die das Glächen bringt, zittert. Dann hilft Hedi tragen. Martha kommt und polstert den Wagen. Der kleine Migi darf mitfahren.

„Schon wieder neue Vorhänge“, frägt der Arzt.

Oben im Wald sehen sie Vrenili, das atemlos den Berg hinan stürmt. Auch es darf einsteigen. Und bevor eine Kunde ins Bergtal gedrungen ist, fährt schon des Doktors Wagen vor das schmucke Haus. Sorgfältig heben sie den Patienten aus den Polstern. Die Mutter kommt heraus, ringt die Hände. Der schreckliche Anblick läßt sie die ganze Not vergessen. Aber das Entsetzen ist von kurzer Dauer, weil ihr Hedi geschwind allerlei ins Ohr flüstert. Von allen Seiten gestützt wird der Vater von seinen Söhnen in die Kammer gebracht und aufgebettet. „Und jetzt“, frägt er wieder den Arzt, „was ist mit dem Heimen.“

Wie sie nun alle so fromm und gebeugt um das Bett herumstehen, wie um eine schöne Leiche, sagt der Doktor frohgemut. „So und nun will ich mir in aller Ruhe, eine ganze Stunde lang mein Heimen ansehen, Haus und Stall, Städeli und Gädeli, vom Keller bis unters Dach. Und dann ... dann kannst du es wieder haben Peter. Zu Nutz und Eigen, wie bisher. Du bist ja nicht wegen Mißwirtschaft soweit gekommen. Für das Geld, das ich drinlasse, sollst du nicht mehr Zins bezahlen als bisher. Abgemacht Peter, aber das Hedi bleibt bei mir.“

„Heilige Mutter Gottes“, ruft die Mutter, „von Herzen dank!“ Am liebsten wäre sie dem Doktor um den Hals gefallen. Weil sie das aber nicht schicklich findet, stürzt sie sich auf das bärtige Gesicht ihres Mannes und verdrückt ihm fast den Atem. Hedi greift nach des väterlichen Freundes Hand und schaut wie ein Himmelengelein zu ihm auf: „Vielen, vielen, herzlichen Dank, Herr Doktor. Nie können wir ihnen das vergelten, nie; so viel Liebe und Barmherzigkeit!“

Die Söhne und die Kinder kommen herzu und danken beglückt und gerührt. Dr. Bommer wehrt ab: „Laßt mich jetzt in Ruhe meinen Besitz genießen. Schon sind zehn Minuten dieser kostbaren Stunde verstrichen.“ Er geht hinaus und in den Stall hinüber, zum Städeli hinauf und ringsum. Und immer trippeln und trampen eilige Schuhe hinter ihm nach.

Vom schönsten Geschenk.

Noch vor dem Einbruch der großen Kälte sitzt schon bei Sonnenaufgang der junge Schmied hinter dem Städeli-Haus am Boden, läßt die Beine in den leeren Wasserschacht hängen und hämmert und bohrt. Er muß den Wasserverteiler und die Zuleitungen instand stellen. Denn das Städeli soll in ein schmuckes Ferienhaus verwandelt werden, damit der Peter einen schönen Ertrag daraus ziehen kann. Dr. Bommer hat alles geplant und die Aufträge vergeben, denn die erste Zeit will sich Martha hier einmieten, Studienfreunde einladen, Sport treiben und an Leib und Seele gesund werden.

Richard hat seine liebe Not mit den Röhren. Irgendwo muß die Leitung verstopft sein. Er guselt und stupft mit dem Eisendraht, geht in den Keller, kommt wieder zurück. Wie unbeholfen ist doch ein Handwerker ohne Gehilfen. Der junge Schmied ist darum gar nicht unglücklich, daß Hedi hinter der Mauerecke auftaucht und sich großmütig als Hilfe anbietet. Richard will seinen Schatz stürmisch begrüßen. Aber zuerst muß er schön brav seine schmutzigen Hände auf den Rücken legen, dann erst kommt Hedi näher und gibt ihm einen Kuß. Ei, und einen zweiten und dritten, es gramselt ihn in allen Fingern. Dann gehen sie gemeinsam und gründlich dem Uebel auf die Spur.

Richi findet im großen Keller die Bretter und Bohlen, die an jenem Sonntag zwischen ihm und dem zukünftigen Schwiegervater auf einem Haufen gelegen sind. Lachend denkt er an jene unglückliche Stunde zurück. Sie räumen nun alles aus, um alle Wände frei zu haben. „Ei, schau da, Hedi, ein Hamsternest", ruft Richi, komm schau, was sich der kleine Räuber alles für den Winter eingeheimst hat, Kernen, Bohnen, Körner." Das Mädchen steckt seinen Kopf auch in die Ecke und staunt, kitzelt mit seinen wilden Haaren den nahen Kopf seines Freundes und fängt an in dem Vorrat zu graben.

„Schau da", lacht Richard, „das ist noch ein Lebenskünstler und Philosoph, der hat noch ein Buch für den Winter ins Nest genommen." Sorgfältig zieht er an den vergilbten Blättern: „Du, das ist ganz voll Fett." „Zeig her", ruft das Mädchen, „du jetzt geht mir ein Licht auf. Das ist ja Vaters Notizbüchlein, das ist sein Hauptbuch. Oh je, wie haben wir nach dem gesucht, Tage und Nächte. Immer hat er gesagt, die Ursula und ich hätten es versteckt oder verloren. Dabei hat's ihm der Hamster gestohlen, weil es ins Muggenfett gefallen war. Und damals, da die Tante hier war, wir alle mußten noch einmal auf die Suche gehen." Und mit einem befreiten Aufatmen fügt es hinzu: „Jetzt braucht der Vater Tante Adelheids Dokument und Unterschrift nicht mehr. Alles ist nun besser geordnet, als wenn sie zu ihrem Versprechen gestanden wäre. Welch ein Glück!"

Die Arbeit geht weiter. Hedi erzählt von Tante Adelheids später und unglücklicher Liebe. Der schöne Ottokar hat ihr Geld für seine Schulden verbraucht und ihr nur wertlose Scheine zurückgelassen. Ein gebrochenes Herz und eine gerahmte Photographie ist alles, was von diesen Glückplänen übrig blieb. Arme Tante Adelheid."

Richard erzählt von der Seilbahn, die nun endgültig in Angriff genommen wird. Die hintere Werkstatt wird nun ausgeräumt, die Bude vergrößert, denn das gibt mächtig Arbeit für die Schmiede.

Das Mittagessen kocht Hedi unter Singen und Trällern, deckt den Tisch, schlägt ein Ei in die Suppe, brätelt die Wurst, kräuselt den Speck in der Pfanne. Vor dem Herzusitzen wäscht er sich gründlich die Hände und die Arme bis zu den hochgekrempelten Aermeln hinauf. Er will es nicht riskieren, daß Hedi wieder Einhalt gebietet, wenn er es in die Arme schließen will. Keine Angst! Auch es hält ihn mit beiden Armen fest und will und will ihn nicht mehr loslassen. „Du Lieber, du Herzallerliebster du!"

Und nun sitzen sie überecks am Tisch. Ganz allein in der Stube und schauen sich glückselig und doch auf eine gewisse Art wie erschrocken an. „Du, das ist ja, wie wenn wir schon in unserem Heim zusammen wären", sagt Hedi mit großen Augen. „Ich koche. Du kommst von der Arbeit. Du bist müde. Ich muß dich verwöhnen. Komm, wir machen es so, wie wir es dann immer halten wollen, leg den Löffel nochmals hin. Im Namen des

Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes Amen." Beide Stimmen vereinen sich zu einem trauten Gleichklang im Gebet.

* * *

Der Föhn hat den Schnee bis in die Alpen hinauf verjagt und den See durchwühlt. Jetzt treibt er noch zum Spaß die Wolkenballen durch den blauen Himmel. Die Sonne wärmt. Die Knospen treiben. Junges, helles Grün sprießt aus den Zweigen. Die Fenster auf! Die schöne Zeit bricht an!

Hedi sitzt in der Stube im Haus Ruchenstein, am Tisch neben Martha. Beide sticheln und nähen am gleichen Stück. Der Doktor kommt herein, hängt den Rock an die Stuhllehne, setzt sich in den Winkel, greift nach den Hausschuhen und schaut der Arbeit zu. „Schon wieder neue Vorhänge?" frägt er erstaunt. „Leider nicht für uns, Vater", bemerkt Martha. Dr. Bommer schlurft herzu und meint: „Hübsch, ein reizendes Muster. Aha, das junge Glück will sich einnisten. „Sie müssen nur geändert werden, Herr Doktor", sagt Hedi, „Ursula hat für uns gesorgt." Mit einem feinen Lächeln auf den Lippen, geht der Doktor zum Fenster hin und träumt in die prachtvolle Landschaft hinaus. Dann kommt er zurück, lehnt sich an die Kredenz, schaut mit gütigen Augen auf die fleißigen Hände und die gebeugten Köpfe herab und sagt: „Seht, die Liebe lebt weiter, über Blühen und Vergehen hinweg. Die Liebe kann sich ausbreiten, verlieren, verschenken. Aus geheimen unendlichen Kräften bleibt sie immer jung und stark. Man darf sie nicht quälen und binden, nicht gierig fassen und halten. Die Liebe will strömen und Glück verteilen. So macht sie das Leben reich und wert. Gott hat uns Menschen die Liebe als schönstes Geschenk gegeben."

Martha schaut zu ihm auf, mit leuchtenden Augen voll Bewunderung. Sie weiß, wie er selbstlos in mächtiger Liebe zu den Menschen lebt. Ein Gefühl aufrichtiger Verehrung ergreift sie und die Gewißheit: „Mein Vater ist ein wahrhaft großer Mann."

— Ende —

Zum Schmide bruicht es Fiir und Gluet,
dr Schmid hed's eister i dr Huet.
Uf einisch wills zum Chämi uis
und isch e Gfahr fir Mänsch und Huis.
Es anders Mall wills eifach nid
ass ebbä rächti Flamme gid.

Ai mid dr Liäbi, schiind's mer gar,
isch hiänta ai e sone Gfahr.
Wiä chamme nur diä Gwalte
uf gliicher Flamme bhalte?

A bsunders heikle Tage
wend miär dr Schmid go frage.